

003

Kurt Lüscher

Die Studien-
und Berufswahlsituation
von Maturanden

Untersuchungen bei
Maturanden der bernischen
Gymnasien 1963 – 1965

Sonderabdruck aus
«Schweizerische Zeitschrift für
Nachwuchs und Ausbildung»
5. Jahrgang 1966 Heft 2



Verlag Stämpfli & Cie Bern

Die Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden

Untersuchungen bei Maturanden der bernischen Gymnasien 1963–1965

KURT LÜSCHER¹

INHALT

Einleitung	85
Zusammenhänge zwischen Geschlecht, sozio-ökonomischer Herkunft und Maturanote	90
1. Geschlecht und sozio-ökonomische Herkunft	90
2. Die Maturanote	95
Die Studien- und Berufswahl	99
1. Die Bestimmtheit der Entscheidung	99
2. Der Kreis der Informatoren und Ratgeber	104
3. Die Studienwahl	109
4. Die Berufswahl	119
Zusammenfassung und Diskussion	124
Anhang A: Zur Durchführung der Erhebung	130
Anhang B: Die Erfassung und Interpretation der Maturanote	133
Anhang C: Tabelle der Maturanden nach angegebenem Berufsziel	134
Anhang D: Verzeichnis der zitierten Literatur	136
Zusammenfassung – Résumé – Abstract	138

Einleitung

Die folgende Untersuchung ist eine Darstellung der Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden aus soziologischer Sicht. Zwei Fragestellungen bestimmen die Analyse. Zum einen interessiert der Einfluss sozialer Faktoren auf die Studien- und Berufswahlpläne der Maturanden. Zum anderen gestatten die Ergebnisse der Wahl und das Zusammenspiel der Faktoren Aussagen über den institutionellen Rahmen, in dem sich die Studien- und Berufswahl der Maturanden abspielt: das Gymnasium und die es umgebende Gesellschaft.

¹ Dr. rer. pol., Oberassistent am Institut für Soziologie der Universität Bern (Brückfeldstr. 14, 3012 Bern).

Die Untersuchungen wurden durchgeführt im Auftrag und mit Unterstützung der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, in Zusammenarbeit mit der Akademi-

Mit der ersten Fragestellung charakterisiert sich die Studie als ein Beitrag zur Soziologie der Berufswahl. Wir wissen heute, dass Berufswahl mit Vorteil als Prozess aufgefasst wird (LAZARSELD, 1931; GINZBERG, 1951; SUPER, 1957; SKARDAL, 1959; TIEDEMANN, 1963). Dieser Sicht liegt die Annahme zugrunde, dass der Beruf die soziale Verflochtenheit des einzelnen in überragendem Masse beeinflusst, bei Männern stärker als bei (verheirateten) Frauen; durch den Beruf wird somit ein wichtiger Teil der sozialen Persönlichkeit gebildet. Mit der Berufswahl nähert sich der einzelne dieser oder jener sozialen Identität. Dies geschieht in einem Wechselspiel zwischen eigener Entscheidung und sozialer «Lenkung», die in zweifacher Hinsicht wirkt: Der einzelne kann Entscheidungen nur über Alternativen treffen, die seine soziale Umgebung zulässt, und bei der Entscheidung für die eine oder andere der sozial möglichen Varianten wird er von seiner näheren und ferneren sozialen Umgebung mehr oder weniger nachdrücklich beraten. Im Laufe dieser Annäherung gibt es soziale Situationen, in denen besonders wichtige Entscheidungen verlangt werden, z. B.: die Wahl der Mittelschule (Gymnasium oder nicht gymnasiale Schulen als wichtigste Alternative); für Sekundar- und Primaroberschüler der Austritt aus der Tagesschule resp. der Übertritt in die Berufslehre oder in eine Berufsschule. Für diejenigen, die seinerzeit ins Gymnasium eingetreten sind und diese Schule nicht – freiwillig oder gezwungenermassen – verlassen haben, schafft die Maturität eine solche Situation in bezug auf Studium und Beruf.

Die Untersuchung ging davon aus, dass es sich seit Jahren eingebürgert hatte, sich an den Schulen nach der Studienwahl der Maturanden zu erkundigen. Es wurde versucht, diese Erhebungen auf kantonaler Ebene zu koordinieren

und gleichzeitig gründlicher und systematischer durchzuführen. Eine erste Publikation, aufgrund der ersten Erhebung 1963, trägt stark den Stempel von deskriptivem sozialstatischem Bemühen (LÜSCHER, 1963): Fakten zur Frage der Studien- und Berufswahl von Maturanden sollten bekannt werden. Aufgrund der gewonnenen Einsichten und nachdem in zwei weiteren Jahren mit zum Teil verbesserten Instrumenten Material gewonnen werden konnte, ist jetzt ein Versuch vertiefter soziologischer Analyse möglich. Noch immer ist die Arbeit dadurch charakterisiert, dass eine noch wenig bekannte soziale Situation beschreibend erfasst wird. Aber es handelt sich um eine Erfassung, welche von relativ klaren Tatbeständen ausgeht.

zur Charakterisierung der einzelnen Schüler werden Geschlecht, sozio-ökonomische Herkunft und Schulleistung, ausgedrückt in der Maturnote, verwendet. Die Berufswahl wird nach Bestimmtheit sowie nach dem konkreten Inhalt, die Studienwahl nach dem konkreten Inhalt erfasst. Der Maturitätstyp sowie der Kreis der Informatoren und Ratgeber werden als zusätzliche Kriterien beigezogen. Der Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass diese Merkmale geeignet sind, sinnvolle Beiträge zur Abklärung der Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden zu leisten; das heisst, sie vermögen, erstens, vermutete Zusammenhänge aufzuzeigen, zweitens, andere Vermutungen zu widerlegen, und drittens, auf Abhängigkeiten hinzuweisen, die bis jetzt noch kaum in Erwägung gezogen wurden.

Wie immer in diesem Zusammenhang die einzelnen Maturanden charakterisiert werden können, ein Merkmal ist ihnen gemeinsam und unterscheidet sie von andern Gruppen, die in einer Berufswahlsituation stehen: Sie sind Absolventen des Gymnasiums. Sie stehen am Ende eines sich über Jahre erstreckenden Sozialisationsprozesses, der massgeblich durch die Organisation geprägt wird, in der er abläuft. Gewisse Eigenschaften der Maturanden und die Art und Weise ihrer Studienwahl reflektieren somit den Einfluss des Gymnasiums. Das bedeutet, dass von der sozialen Charakterisierung der Maturanden und der Analyse ihrer Studien- und Berufswahl einige Funktionen des Gymnasiums erhellt werden können. Diese zweite Fragestellung verpflichtet die Studie der Organisationssoziologie und der Soziologie des Bildungswesens (BECKER, 1961; BRIM, 1958; COLEMAN, 1961; DAVIS, 1964; WAYLAND, 1964; WILLIAMS, 1960).

In bezug auf die bildungssoziologische Orientierung der Arbeit sind die Ergebnisse der Analyse, insbesondere auch der Charakterisierung der Maturanden

nen und gleichzeitig gründlicher und systematischer durchzuführen. Eine erste Publikation, aufgrund der ersten Erhebung 1963, trägt stark den Stempel von deskriptivem sozialstatischem Bemühen (LÜSCHER, 1963): Fakten zur Frage der Studien- und Berufswahl von Maturanden sollten bekannt werden. Aufgrund der gewonnenen Einsichten und nachdem in zwei weiteren Jahren mit zum Teil verbesserten Instrumenten Material gewonnen werden konnte, ist jetzt ein Versuch vertiefter soziologischer Analyse möglich. Noch immer ist die Arbeit dadurch charakterisiert, dass eine noch wenig bekannte soziale Situation beschreibend erfasst wird. Aber es handelt sich um eine Erfassung, welche von relativ klaren Tatbeständen ausgeht.

Zur Charakterisierung der einzelnen Schüler werden Geschlecht, sozio-ökonomische Herkunft und Schulleistung, ausgedrückt in der Maturnote, verwendet. Die Berufswahl wird nach Bestimmtheit sowie nach dem konkreten Inhalt, die Studienwahl nach dem konkreten Inhalt erfasst. Der Maturitätstyp sowie der Kreis der Informatoren und Ratgeber werden als zusätzliche Kriterien beigezogen. Der Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass diese Merkmale geeignet sind, sinnvolle Beiträge zur Abklärung der Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden zu leisten; das heisst, sie vermögen, erstens, vermutete Zusammenhänge aufzuzeigen, zweitens, andere Vermutungen zu widerlegen, und drittens, auf Abhängigkeiten hinzuweisen, die bis jetzt noch kaum in Erwägung gezogen wurden.

Wie immer in diesem Zusammenhang die einzelnen Maturanden charakterisiert werden können, ein Merkmal ist ihnen gemeinsam und unterscheidet sie von andern Gruppen, die in einer Berufswahlsituation stehen: Sie sind Absolventen des Gymnasiums. Sie stehen am Ende eines sich über Jahre erstreckenden Sozialisationsprozesses, der massgeblich durch die Organisation geprägt wird, in der er abläuft. Gewisse Eigenschaften der Maturanden und die Art und Weise ihrer Studienwahl reflektieren somit den Einfluss des Gymnasiums. Das bedeutet, dass von der sozialen Charakterisierung der Maturanden und der Analyse ihrer Studien- und Berufswahl einige Funktionen des Gymnasiums erhellt werden können. Diese zweite Fragestellung verpflichtet die Studie der Organisationssoziologie und der Soziologie des Bildungswesens (BECKER, 1961; BRIM, 1958; COLEMAN, 1961; DAVIS, 1964; WAYLAND, 1964; WILLIAMS, 1960).

In bezug auf die bildungssoziologische Orientierung der Arbeit sind die Ergebnisse der Analyse, insbesondere auch der Charakterisierung der Maturanden

randen, geeignet, für den untersuchten Teilbereich Evidenz für eine allgemeinere Annahme über das schweizerische Bildungswesen zu liefern. Sie wurde bei einem Versuch der soziologischen Beschreibung des Bildungswesens und implizite im Vergleich mit anderen Bildungssystemen entwickelt und bezieht sich primär auf die Selektion (LÜSCHER, 1966a). Diese Selektion lässt sich umschreiben als askriptiv, als Zuschreibungsselektion. Damit soll ausgedrückt werden, dass im schweizerischen Bildungswesen die Tendenz besteht, eine bestandene Ausbildung als Attribut der Person anzusehen, und zwar in der Regel unbekümmert davon, mit welchem Erfolg die Ausbildung abgeschlossen wurde. Es wird bloss zwischen zwei Fällen unterschieden: Entweder verfügt man über die Ausbildung, besitzt das Diplom, oder man verfügt nicht darüber. Es werden keine weiteren Stufen des Verfügens unterschieden; es bestehen keine faktisch wirksamen Unterscheidungen in den Attributen. Es ist hier nicht der Ort, auf verschiedene Spielformen der askriptiven Selektion einzugehen. Im Bereiche dieser Arbeit ist die Maturität das Beispiel: Ziel der Ausbildung ist das erfolgreiche Bestehen der Maturität als Kriterium der «Hochschulreife», wie die Umschreibung sagt, ein Zustand, ein Attribut. Wer nicht Gewähr bietet, diesen Zustand zu erreichen, wird frühzeitig selektioniert; die Prüfung selber selektioniert kaum mehr. Als «Attribut» ist die bestandene Maturität indessen auch nicht weiter differenziert. Sie berechtigt zum Hochschulstudium, unbekümmert darum, ob das Prädikat sehr gut, gut oder genügend lautet. Es besteht kein institutionalisierter Ansporn zu besonderer Leistung, kein Wettbewerb unter den Guten; es findet sich keine kompetitive Selektion. In Anbetracht der Möglichkeit zu strenger Selektion nach unten wird man die erreichten Noten zu einem Teil als Ausdruck der Leistungsmotivation deuten können, gleichzeitig aber, infolge Abwesenheit systematischen Ansporns, keine grossen Unterschiede erwarten. Diese Annahmen werden zum grossen Teil von den Befunden der Untersuchung bestätigt. Die abschliessende Zusammenfassung wird Gelegenheit geben, einige Aspekte der askriptiven Selektion im Lichte der Befunde zu diskutieren, insbesondere auch im Hinblick auf Forderungen nach Demokratisierung der höheren Bildung.

Die methodologische Form der Arbeit lässt sich relativ einfach umschreiben: Ausgangspunkt sind die bereits erwähnten Tatbestände. Geschlecht, sozio-ökonomische Herkunft und Maturnote können als unabhängige Variablen aufgefasst werden, welche die Maturanden charakterisieren. Der Maturatypus sowie der Kreis der Informatoren und Ratgeber lassen sich als un-

abhängige Variablen des sozialen Kontextes sehen. Von diesen beiden Gruppen unabhängiger Variablen sind abhängig die Bestimmtheit der Berufswahl sowie die Art der Studienwahl und die Art der Berufswahl. Diese Abhängigkeiten aufzuzeigen ist primäres Anliegen der Analyse. Selbstverständlich bestehen auch Zusammenhänge zwischen einzelnen unabhängigen Variablen. Sie werden im ersten Teil der Analyse abgeklärt und im weiteren entsprechend berücksichtigt. Es wird somit «multivariate analysis» in einfacher Form betrieben (LAZARFELD, 1955). Zur Prüfung der Frage, ob und allenfalls mit welcher Gewissheit Abhängigkeiten als signifikant angesehen werden dürfen, wurden Chi-Quadrat-Tests vorgenommen.

Die als mehr oder weniger gesichert umschriebenen Ergebnisse sind nicht als Generalisierungen der statistischen Befunde aufzufassen. Zusammenhänge zwischen den Variablen wurden auf Grund von theoretischen Überlegungen und bisherigen Resultaten postuliert, und diese Annahmen dienten als Grundlage für die Anlage der Auszählungen und Tabellen. Dieses Vorgehen hat zur Folge, dass bisweilen auch von Zusammenhängen die Rede ist, deren Signifikanz nicht gewährleistet ist, oder wo wegen kleiner Belegungen noch nicht gesicherte Aussagen möglich sind. Solche Hinweise finden sich in der Regel gerade dort, wo allgemeine Überlegungen Zusammenhänge vermuten liessen, sich aber nicht mit Zuverlässigkeit nachweisen lassen.

In Anbetracht der Anlage der Arbeit ist es für die Gültigkeit der Ergebnisse nicht von ausschlaggebender Wichtigkeit, ob sie auf einer Erhebung beruhen, welche sämtliche Maturanden 1963–1965 oder eine repräsentative Stichprobe davon erfasste. Es ist allerdings dennoch wissenswert, dass von rund 81 Prozent der Berner Maturanden 1963–1965 verwertbare Informationen zur Verfügung standen. (Für vollständige Dokumentation zu diesem Punkt siehe *Anhang A.*)

Die Arbeit ist einer soziologischen Perspektive verpflichtet. Das heisst, dass die Studien- und Berufswahlsituation in erster Linie als soziales Ereignis gesehen wird. Zwei Beschränkungen sind also von Anfang an zu beachten, jene auf die sozialen Aspekte und jene auf die Maturandensituation. Um mit dem zweiten zu beginnen: es kann nicht berichtet werden, auf welche Studienrichtungen und Berufe sich die (erfassten) Absolventen 1963–1965 der bernischen Gymnasien endgültig verteilen und warum. Zur Feststellung der tatsächlichen Studien- und Berufswahl wären weitere Befragungen nach der Maturität notwendig. Die Erklärungen über die Gründe würden andererseits auch gewin-

nen, wenn mit der Befragung bereits früher eingesetzt würde, z. B. bei Eintritt ins Gymnasium, zwei Jahre vor der Maturität usw. Aber auch dann könnte nicht «alles» erklärt werden, sondern eben nur das, was in soziologischer Perspektive liegt. Diese Beschränkung impliziert, dass soziale Zusammenhänge als wichtig angesehen werden, aber nicht als die wichtigsten oder gar die einzig bedeutsamen. Das kann nicht genug betont werden. Fragen der Berufswahl wurden – in der Schweiz wie anderswo – bis jetzt unter Gesichtspunkten angegangen, welche den einzelnen ins Zentrum rückten, so etwa in philosophisch-pädagogischen Erörterungen und in vielen (nicht allen) psychologischen Untersuchungen. Das liess den Eindruck aufkommen, dass Berufswahl überhaupt nur so gesehen werden könne, und die Gefahr besteht, eine andere Sicht als direkte Kritik dieser Auffassung zu interpretieren. Insofern eine soziologische Perspektive zum Pluralismus in Sicht und Verständnis dieser Fragen beiträgt und sich bis jetzt philosophisch-pädagogische oder psychologische Auffassungen als die einzig relevanten verstanden haben, erfolgt natürlich Kritik. Aber sie gebärdet sich nicht absolut. Es wird nicht als Ersatz der bisherigen eine neue, umfassendere, richtigere Auffassung vorgetragen, sondern versucht, eine der sinnvoll möglichen Perspektiven in diesem Geschehen zu entwickeln, welche zum bisherigen grundsätzlich weder in einem Verhältnis der Über- noch der Unterordnung steht.

Zusammenhänge zwischen Geschlecht, sozio-ökonomischer Herkunft und Maturanote

1. Geschlecht und sozio-ökonomische Herkunft

Gymnasiale Bildung ist traditionellerweise überwiegend den Burschen vorbehalten; nur ein Viertel der untersuchten Maturanden waren Mädchen. In einzelnen Kantonen ist der Anteil der Mädchen höher, gesamtschweizerisch beträgt er rund 30 Prozent. Absolut am meisten Mädchen erwerben eine Matura des Typus B; der Rest ist in Typus-A-Abteilungen (wo sie, wie im Typus B, rund zwei Fünftel der Schüler ausmachen), in den Handelsmaturschulen und, bloss vereinzelt, in den Realgymnasien.

Die Verteilung auf die Geschlechter ist bei den einzelnen sozio-ökonomischen Schichten unterschiedlich, wie aus *Tabelle 1* hervorgeht. (Das Schema der sozio-ökonomischen Gruppen wurde in den Untersuchungen von BEH-

RENDT, 1960, entwickelt und seither in verschiedenen Arbeiten mit gutem Erfolg verwendet.)

Tabelle 1

Maturanden 1963–1965 nach Geschlecht und sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters (Prozentzahlen)

Geschlecht	Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ²							Total
	1	2	3	4	5	6	7+8	
Männlich	67	77	64	78	83	78	87	75
Weiblich	33	23	36	22	17	22	13	25
Zusammen	100	100	100	100	100	100	100	100
N	153	123	246	378	120	89	84	1193 ¹

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

¹ 6 k. A.

² Schema der sozio-ökonomischen Gruppen:

- 1: Selbständige Unternehmer und Direktoren mittlerer und grosser Privatbetriebe.
- 2: Chefbeamte von Behörden und öffentlichen Betrieben.
- 3: Freierwerbende Angehörige liberaler Berufe, Universitätsdozenten, Lehrer an höheren Mittelschulen, Pfarrer.
- 4: Gehobene Angestellte und Beamte privater und öffentlicher Betriebe, Lehrer an Berufs-, Sekundar- und Primarschulen.
- 5: Sonstige Angestellte und Beamte, Werkmeister.
- 6: Selbständige in Detailhandel und Handwerk.
- 7: Selbständige Landwirte, Pächter und Verwalter landwirtschaftlicher Betriebe, Angestellte und Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft.
- 8: Arbeiter in Industrie und Handwerk.
- 9: Keine Antwort. Vater gestorben. (Häufig wegen extrem kleiner Belegungen weggelassen.)

Die Ergebnisse bestätigen, dass obere soziale Schichten der gymnasialen Bildung der Mädchen (und damit mittelbar dem Frauenstudium) aufgeschlossener gegenüberstehen als mittlere und untere Schichten. Allerdings findet sich in unserem Schema eine Ausnahme, die Chefbeamten. Wie kommt es zu dieser Sonderstellung?

Wir können vermuten, dass – innerhalb gehobenen sozialen Milieus – zwei Faktoren darauf Einfluss haben können, dass für Mädchen gymnasiale Bildung nachgefragt wird: Zum einen lässt ausgeprägter Wohlstand eine höhere Bildung für Mädchen (und selbstverständlich auch für Knaben) als Konsumgut erscheinen; sie ist etwas, das man sich – ob notwendig oder nicht – leisten kann. Leider haben wir keine präzisen Daten über Wohlstand; aber für die im verwendeten Schema umschriebene Schicht von «selbständigen Unternehmern und Direktoren mittlerer und grosser Privatbetriebe» dürfte in der Regel relativ hoher Wohlstand gegeben sein. Der andere Faktor ist der Bildungsgrad der Eltern. Er ist besonders ausgeprägt in der Gruppe der «Freierwerbenden, Angehörigen liberaler Berufe, Universitätsdozenten, Lehrer an höheren Mittelschulen, Pfarrer». Entsprechend ist auch hier der Anteil der Mädchen hoch. Beide Faktoren, Wohlstand und Bildungsgrad, können in den beiden genannten sozio-ökonomischen Gruppen kombiniert auftreten, zum Beispiel beim Direktor mit akademischer Bildung. Die geringere Ausgeprägtheit des einen oder des anderen Faktors oder der Kombination der beiden mag den niedrigen Anteil der Mädchen in der Schicht der «Chefbeamten» teilweise erklären. Selbstverständlich sind auch weitere Erklärungsmöglichkeiten denkbar, für die aus unserem Material keine direkte Evidenz gefunden werden kann, zum Beispiel die Vermutung, dass dieser Gruppe eine «konservative» Wertorientierung zu eigen ist, die sich hier bemerkbar macht, während ein unter Umständen ebenfalls vorhandener Konservatismus bei den «Direktoren»¹ durch «Konsumhaltung» (evtl. im Verein mit Aufstiegsprojektionen) aufgehoben und bei den «Akademikern» in bezug auf Bildungsfragen durch das eigene Bildungserlebnis liberalisiert wird. Andere Besonderheiten der «Chefbeamten», die weiter hinten auftreten, so der geringe Anteil berufstätiger Mütter, weisen in ähnliche Richtung.

Der Bildungsgrad der Eltern kann im übrigen weiter spezifiziert werden, wenn die Bildung des Vaters von derjenigen der Mutter unterschieden wird.

Unterscheiden wir zu diesem Zweck zwei Stufen:

I: Zuletzt besuchte Ausbildung ist Primarschule, Sekundarschule oder Berufslehre;

¹ Hier und anderswo werden zur Erleichterung der Lesbarkeit Kurzbezeichnungen für die einzelnen sozio-ökonomischen Gruppen verwendet. Der damit verbundenen Vereinfachung ist bei der genauen Interpretation Rechnung zu tragen.

II: Zuletzt besuchte Ausbildung ist höhere Mittelschule, Technikum, Universität oder Hochschule.

Es lassen sich auf diese Art die in *Tabelle 2* wiedergegebenen Kombinationen der Ausbildung des Vaters mit jener der Mutter ermitteln.

Tabelle 2

Maturanden 1964/65 nach Bildungsgrad der Eltern und Geschlecht (Prozentzahlen)

Bildungsgrad der Eltern ¹	m	w	Total	N
Vater I/Mutter I	82	18	100	244
Vater II/Mutter I	77	23	100	187
Vater I/Mutter II	72	28	100	54
Vater II/Mutter II	65	35	100	319
Zusammen	74	26	100	804

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

¹ Bildungsgrad I: Zuletzt besuchte Ausbildung ist Primarschule, Sekundarschule oder Berufslehre.

Bildungsgrad II: Zuletzt besuchte Ausbildung ist höhere Mittelschule, Technikum, Universität oder Hochschule.

Es zeigt sich, dass – wie zu erwarten ist – der Anteil der Mädchen höher ist, wenn ein Elternteil mehr als die Sekundarschule und eine Berufslehre absolviert hat; er ist am höchsten, wenn dies für beide Eltern der Fall ist. Die Ausbildung der Mutter ist dabei ein von der Ausbildung des Vaters teilweise unabhängig wirkender Faktor. Das ergibt sich erstens daraus, dass der Anteil höher ist, wenn beide Eltern mehr Ausbildung haben, als wenn dies nur für den Vater zutrifft; zweitens aber zeigt sich dies im Vergleich der beiden Gruppen, wo nur ein Elternteil höhere Ausbildung genossen hat. Der Anteil der Mädchen ist in derjenigen Gruppe höher, wo dies für die Mutter der Fall ist.

Im Unterschied zu diesen Befunden lässt sich mit Sicherheit noch kein Zusammenhang nachweisen zwischen der – erstmals 1965 erhobenen – Berufstätigkeit der Mutter und der Verteilung nach Geschlecht. Rund ein Viertel

der Mütter sind gelegentlich (knapp die Hälfte), vollzeitlich (ein Viertel) oder halbtätig (ein Viertel) berufstätig. 31 Prozent davon sind Mütter von Mädchen, in der Gruppe der «gelegentlich Arbeitstätigen» ist der Anteil der Mädchen sogar über die Hälfte, doch sind die Belegungen klein und die Abhängigkeiten mit Vorsicht aufzunehmen, da die Zahl der Nichtantwortenden relativ gross ist, etwas über 10 Prozent.

Ebenfalls zurückhaltend zu interpretieren ist die Verteilung der berufstätigen Mütter nach sozio-ökonomischen Gruppen. Bei kleinen Belegungen sind die Unterschiede nicht signifikant; einige Tendenzen lassen sich aber ablesen. Am höchsten ist die relative Zahl der berufstätigen Mütter bei den «Kleingewerblern» sowie den «Bauern» und den «Arbeitern», weniger hoch bei «Akademikern» und «Direktoren» und am geringsten bei den «Angestellten» und den «Chefbeamten». Man ist versucht, in diesen Gruppen drei Arten von Beweggründen zur Berufstätigkeit der Ehefrau zu vermuten: Mithilfe im eigenen Betrieb («Kleingewerbler», «Bauern», z. T. «Direktoren» und «Akademiker»); wichtiger Zusatzverdienst («Arbeiter») und Anwendung einmal erworbener Bildung («Akademiker», z. T. «Direktoren»). – Bedeutend ist im Lichte früherer Feststellungen die Zurückhaltung der «Chefbeamten».

Des weiteren gestattet unser Material das Aufstellen einer Mobilitätsmatrix, welche sich über zwei Generationen erstreckt. Da die künftige Soziallage der befragten Maturanden ungefähr feststeht, können faktisch Aufstiegstendenzen über drei Generationen ermittelt werden (*Tabelle 3*).

Es zeigt sich, dass über 53 Prozent, resp. 52 Prozent, der Maturanden aus der Gruppe der «Akademiker», resp. «Direktoren» einen Grossvater väterlicherseits aus den obersten drei Gruppen haben, gegenüber 41 Prozent bei den «Chefbeamten». Diese scheinen also die ausgeprägteste Aufwärtsmobilität der obersten drei Gruppen aufzuweisen. Die Tabelle bestätigt übrigens, dass der Aufstieg (in der Schweiz) über Generationen bis jetzt vorwiegend langsam und stufenweise verlaufen ist. Nur 24 Prozent der «erfassten» Grossväter aus der Gruppe «Bauern» und «Arbeiter» vermochten ihre Söhne in die obersten Gruppen zu heben, aber 41 Prozent der «erfassten» Söhne von «Beamten und gehobenen Angestellten» sowie «Angestellten» waren in die obersten drei Gruppen aufgestiegen.

Tabelle 3

Maturanden 1963–1965 nach sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters und sozio-ökonomischer Gruppe des Grossvaters väterlicherseits

Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters (Kurzbezeichnung) ¹	Sozio-ökonomische Gruppe des Grossvaters väterlicherseits ¹									Total
	1	2	3	4	5	6	7	8	k.A.	
1. «Direktoren».	63	6	11	16	14	12	8	16	7	153
2. «Chefbeamte»	16	11	23	26	20	15	6	6	—	123
3. «Akademiker»	17	16	80	49	27	22	17	10	8	246
4. «Gehobene Angestellte»..	23	5	28	98	75	56	43	35	15	378
5. «Übrige Angestellte»..	3	1	4	9	25	19	20	31	8	120
6. «Kleingewerbler»...	1	1	1	5	5	49	15	6	6	89
7. «Bauern»....	1	—	—	2	—	1	16	—	—	20
8. «Arbeiter»...	—	—	3	—	6	6	9	27	13	64
k.A.	—	—	—	—	—	—	—	—	6	6
Zusammen	124	40	150	205	172	180	134	131	63	1199

Signifikanz der Abhängigkeit: Vater 1–8 nach Grossvater 1–3: 0,1 Prozent, Vater 1–8 nach Grossvater 2, 4: 0,1 Prozent.

¹ Für die ausführlichen Bezeichnungen siehe Tabelle 1.

2. Die Maturanote

Von Geschlecht und sozio-ökonomischer Herkunft unterscheidet sich das Merkmal der Maturanote, weil es unmittelbar den einzelnen unter einem der möglichen Gesichtspunkte der Schule «abstempelt». Auch wenn aus den bereits genannten Gründen dieses Merkmal nicht überschätzt werden darf, so kann es doch in zweierlei Hinsicht beim Studium der Berufswahlsituation von Bedeutung sein. a) Es ermöglicht abzuklären, welche Maturanden – «sehr gute», «gute», «genügende» – sich auf die einzelnen Studien- und Berufsrichtungen zu verteilen scheinen. b) Dem einzelnen Maturanden kann das

Bewusstsein seiner schulischen Leistungsfähigkeit ein wichtiges Datum bei der Berufswahl sein: Er sieht sich gemessen an einer allgemeinen formalschulischen Skala, mag er sie als richtig empfinden oder nicht, und kann daraus Hinweise auf mutmasslichen Erfolg resp. Misserfolg bei ähnlichen «Messungen» schliessen. Zwar weiss er das Ergebnis im Zeitpunkt der Befragung noch nicht, doch dürfte er im allgemeinen im grossen ganzen seinen Stand kennen. Mehr noch als die Gesamtnote sind wahrscheinlich die Leistungen in einzelnen Fächergruppen von Bedeutung, wie aus offenen Antworten immer wieder hervorgeht. Darauf einzugehen muss späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. Es bestehen bereits für die Interpretation der allgemeinen Note Schwierigkeiten, auf die im *Anhang B* kurz eingegangen wird.

Ganz allgemein wird man keine grossen Streuungen in den Maturanoten erwarten. Die stete Selektion während der Gymnasialzeit bewirkt eine Angleichung. Sie wird durch das erwähnte Fehlen wettbewerbsmässigen Ansporns zu besonderen Leistungen weiter gefördert.

Eine erste Auszählung nach Geschlecht bringt indessen in bezug auf diese Annahme eine Überraschung. *Tabelle 4* zeigt die Verteilung der Maturanden (ohne Typus H – siehe *Anhang B*) nach Geschlecht auf die drei Leistungsgruppen «sehr gut» (I), «gut» (II) und «genügend» (III), wie sie offiziell ver-

Tabelle 4

Maturanden der Typen A, B und C, 1963–1965, nach Verteilung auf drei Notengruppen und Geschlecht (Prozentzahlen)

Notengruppe	m	w	Total
I sehr gut.....	12	7	11
II gut.....	40	41	40
III genügend.....	48	52	49
Zusammen.....	100	100	100
N.....	796	265	1061 ¹
Durchschnittsnote.....	52,52	51,76	52,36

Signifikanz der Abhängigkeit: 5 Prozent.

¹ 25 Prüfung nicht bestanden oder abgebrochen.

wendet werden. Die Prozentsätze weisen bereits auf eine Abhängigkeit der Note vom Geschlecht hin. Sie bestätigen sich bei der genauen Prüfung als signifikant. Die Richtung des Unterschiedes lässt sich ebenfalls aus der prozentualen Verteilung ablesen. Zusätzlich wurde noch die genaue Durchschnittsnote errechnet, der bloss als Indiz, nicht als absoluter Zahlenwert Bedeutung zukommt (siehe *Anhang B*).

Aus diesen Daten ist der Schluss möglich, dass die Maturandinnen im allgemeinen eine schlechtere Qualifizierung erzielt haben als die Maturanden. Die allgemeinste Erklärung für diesen Tatbestand dürfte im Umstand liegen, dass Gymnasien von ihrer Tradition her Knabenschulen sind. Nur allmählich ist der Anteil der Mädchen gestiegen; sie sind noch immer in der Minderheit, so dass der Charakter der Knabenschule nach wie vor überwiegen dürfte. Da wir im allgemeinen die Maturanote als Indiz der Leistungsmotivierung ansehen, ist des weitern der Schluss nicht von der Hand zu weisen, dass die Mädchen weniger leistungsmotiviert sein könnten. Das dürfte zusammenhangen mit dem Umstand, dass der Beruf für die Frau in unserer Gesellschaft nicht in dem Masse als dominanter Lebensstatus angesehen wird wie für den Mann, folglich den Vorbereitungen auf den Beruf weniger Wichtigkeit zugemessen wird.

In bezug auf die sozio-ökonomische Herkunft erweist sich die Annahme einer starken Angleichung in den Schulleistungen – in beinahe überraschendem Ausmass – als zutreffend. Wird die Verteilung aller Maturanden nach sozio-ökonomischen Gruppen auf die drei Leistungsgruppen geprüft, so ergibt sich insgesamt keine Signifikanz. Wird jede einzelne sozio-ökonomische Gruppe mit der Gesamtheit verglichen, so zeigen sich ebenfalls keine signifikanten Abhängigkeiten. Nur die Feinanalyse, in der jede Gruppe mit jeder verglichen wird, ergibt einen Unterschied zwischen den Jugendlichen aus der Gruppe der «Freierwerbenden Angehörigen liberaler Berufe, Universitätsdozenten, Lehrer an höheren Mittelschulen, Pfarrern» und jenen aus der Gruppe der «Selbständigen Unternehmer und Direktoren mittlerer und grosser Privatbetriebe». Die prozentuale Verteilung und die Durchschnittsnote zeigen, dass die ersteren die besseren Leistungen aufweisen. Nahe der Signifikanz sind die Unterschiede zwischen den Jugendlichen aus der Gruppe der «Kleingewerbler» und jenen aus der Gruppe der «Akademiker» sowie der Gruppe der «Angestellten». *Tabelle 5* fasst die Ergebnisse der Analyse zusammen. – Die Kontrolle nach Geschlecht ergibt, dass der signifikante Unter-

schied durch die Leistungen der Burschen bewirkt wird, also nicht auf den Unterschied im Anteil der Mädchen zurückzuführen ist. Werden nur die Ergebnisse der Burschen geprüft, erweisen sich die beiden Grenzfälle als eindeutig signifikant. Ferner findet sich ein Unterschied zwischen Schicht 3 und Schicht 2, die beide einen hohen Standard aufweisen! Es zeigt sich hier ein «neuer» Fall, der von den übrigen abweicht: Schicht 2 weist eine ausgesprochen starke Belegung in der Klasse der «guten» Noten auf; im Vergleich dazu ist bei Schicht 3 die Klasse «sehr gut» stark, die Klasse «befriedigend» schwach belegt. Dieser «abweichende Fall» ermuntert zu weiteren Untersuchungen der Variablen «Maturnote»!

Tabelle 5

Maturanden der Typen A, B und C, 1963–1965, nach sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters und Matura-Durchschnittsnote sowie Zusammenstellung der Ergebnisse der Prüfung der Abhängigkeiten in der Verteilung auf die drei Leistungsgruppen «sehr gut», «gut» und «genügend».

Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹	N	Durchschnittsnote	Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹							Total
			3	2	4	7+8	5	6	1	
3	225	52,88		—	—	—	—	(10%)	5%	—
2	107	52,37			—	—	—	(10%)	—	—
4	334	52,29				—	—	—	—	—
7+8	67	52,28				—	—	—	—	—
5	106	51,98					—	—	—	—
6	79	51,90						—	—	—
1	131	51,59							—	—
Total	1049	52,36								—

¹ Siehe Tabelle 1.

Aus diesen Befunden lässt sich schliessen, dass, wer die Selektion übersteht, auch aus den unteren Schichten, ein allfällig bestehendes Handicap weitgehend überwinden konnte. Wir haben bereits bei einer andern Untersuchung

solche Angleichung festgestellt (LÜSCHER, 1963/64). Sie erfolgte bei Internatschülern, und der Schluss lag darum nahe, die Angleichung mit dem Internat in Beziehung zu setzen. Die vorliegenden Ergebnisse lassen die These einer allgemeinen Angleichung unbekümmert um Internatsbetrieb zu. Allerdings besteht sie nur für die «Überlebenden», und Selektionsuntersuchungen haben gezeigt, dass die unteren Schichten grössere Ausfälle haben als die oberen (HESS, LATSCHA, SCHNEIDER, 1966).

In beiden Untersuchungen fallen die Jugendlichen aus dem «Akademikermilieu» auf. Hier findet sich der Kern der optimal auf das Gymnasium hin vorbereiteten Jugendlichen, die offensichtlich auch bis zu einem gewissen Grade leistungsmotiviert sind. Sorgenkind gemäss dieser Erhebung sind die Kinder von «Direktoren». Sie kommen aus jener Schicht, in der wir weiter vorne eine «Konsumhaltung» gegenüber höherer Bildung vermuteten. Insofern schlechtere Noten für geringe Leistungsmotivation stehen, würden die Noten dies bestätigen. Es scheint, dass bei den Selbständigen im Detailhandel und Handwerk eine gewisse Affinität zu diesem Sachverhalt bestehen könnte.

In bezug auf die Notengebung mag schliesslich noch erwähnt sein, dass ein Vergleich der von den stadtbernerischen Maturanden erzielten Noten zwischen 1920/1925 und 1958/1962 ergeben hat, dass die Noten der jüngsten Periode signifikant schlechter sind als die früheren. Selbstverständlich lässt sich aus diesem Befund nicht ohne weiteres schliessen, dass das Leistungsniveau in dieser Zeit wesentlich gesunken sei. Nicht weniger wahrscheinlich ist, dass die Anforderungen und die Massstäbe der Beurteilung wesentlich verschärft wurden. – Es zeigten sich auch einige Verschiebungen im Verhältnis zwischen Studienwahl und Maturanote. (Vergleiche hiezu LÜSCHER, 1966b.)

Die Studien- und Berufswahl

1. Die Bestimmtheit der Entscheidung

Auch wenn sich der Maturand unmittelbar nur für die Studienrichtung zu entscheiden hat, darf das nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Maturanden primär mit dem Problem der Berufswahl konfrontiert sind. Die gesellschaftliche Stellung, die sie in einigen Jahren einnehmen werden, ist in weitaus den meisten Fällen ein Beruf, und das Studium ist – zumindest ex post – instru-

mental für einen Beruf, Weg zum Ziel, Mittel zum Zweck. Das bedeutet nicht, dass der Maturand das Problem nur in dieser Sicht sehen kann. Hypothetisch lassen sich drei Fälle denken:

1. Das Studium ist Weg zum gewählten Beruf (Medizin – Arzt).
2. Der Beruf ermöglicht ein bestimmtes, interessierendes Studium (z. B. Gymnasiallehrer – alte Sprachen).
3. Das Studium führt voraussichtlich in diese oder jene Gruppe von Berufen oder schliesst diese oder jene Möglichkeit nicht aus (z. B. Recht – Politik).

Diese Zusammenhänge sind in vielen Fällen objektiv undurchsichtig, da keine eindeutigen Antworten bestehen: Es gibt Berufe, zu denen verschiedene Wege führen, und umgekehrt präjudizieren viele akademische Abschlüsse nur sehr bedingt die Berufsmöglichkeiten.

Ein weiteres Moment der Situation ist, dass die Studien und Berufe unterschiedliche Zeitperspektiven verlangen. Wer sich als Maturand für Arzt entscheidet, legt sich für mindestens sieben Jahre fest, ein Turnlehrer für ein Jahr. Da die einzelnen verschiedene persönliche Zeitperspektiven haben, spielt dieser Aspekt sowohl in der Wahl wie – vor allem auch – in den Aussagen über die Wahl eine Rolle. Die Nennung eines Berufes kann somit mehr oder weniger verbindlich gemeint sein.

Die Schwierigkeiten, die Berufswahlsituation der Maturanden zu erhellen, sind also nicht gering. Eine auf schriftliche Befragung eingeschränkte Erhebung bedeutet zusätzliche Einengung. Wir wollen uns darum zunächst mit einer relativ einfachen Erfassung dessen beschränken, was etwa als «Bestimmtheit» der Berufswahl bezeichnet werden kann. Sie wird abgelesen auf Antworten auf die Frage:

«Welche berufliche Tätigkeit (falls Sie sich noch nicht eindeutig entschieden haben, welche berufliche Tätigkeiten) möchten Sie im Alter von 35 Jahren ausüben?»

Tabelle 6 orientiert über die Bestimmtheit der Antworten nach Geschlecht.

Es besteht, wie sofort ersichtlich, offenbar ein Unterschied zwischen den Geschlechtern. Die Zahl der eindeutigen Antworten ist bei den Mädchen um 27 Prozent geringer, und zwar handelt es sich um jene 27 Prozent von Antworten, in denen Hinweise auf Hausfrau enthalten sind, entweder in Form der Alternative «Hausfrau oder Beruf», oder in Form von Verbindungen wie «Hausfrau und evtl. Beruf», «Hausfrau und Beruf». Da der Konflikt «Haus-

frau – Beruf» grundsätzlich für jede Frau besteht, ist man versucht, von *nur* einem Viertel so Antwortender zu sprechen. Nur verfeinerte Fragestellungen vermöchten hier vermehrte Klarheit zu schaffen (vergleiche hierzu auch PULVER, 1963).

Tabelle 6

Maturanden 1964/65 nach Bestimmtheit der Berufswahl und Geschlecht (Prozentzahlen)

Bestimmtheit der Berufswahl	m	w	Total
1. Eindeutige Nennung	65	38	58
2. Mehrfachnennungen, unbestimmt, k. A.	24	21	23
3. K. A., aber Ziel aus Studienrichtung ersichtlich	11	14	12
4. Mehrfachnennung mit Hausfrau	—	27	7
Zusammen	100	100	100
N.	598	216	814

Signifikanz der Abhängigkeit:

- a) Tabelle wie oben: 0,1 Prozent.
- b) (1), (2) + (4), (3) nach Geschlecht: 0,1 Prozent.
- c) (1), (2), (3) nach Geschlecht: 1 Prozent.

Man könnte sich auch denken, dass für eine Anzahl von Maturandinnen der Konflikt nicht besonders problematisch ist, weil die Lösung «wenn Heirat – dann Aufgabe des Berufes» zum vorneherein festzustehen scheint. Schliesslich ist auch nicht auszuschliessen, dass im jetzigen Zeitpunkt das Problem nicht grundsätzlich überdacht wird. Man hat jetzt endlich die Matura und geht an die Universität und sieht dann weiter. In diesem Sinne wäre etwa zu interpretieren, dass Mädchen relativ häufiger «Reisen, Auslandsaufenthalt» als Grund für die Berufswahl genannt haben. Allerdings sind die Belegungen klein (10 Prozent), da es sich um Antworten auf allgemeine offene Fragen handelt.

Der Befund, wonach Knaben in ihrer Berufswahl «bestimmter» sind als Mädchen, ist weiter nicht überraschend. Bedeutend ungewisser ist die Frage, ob Unterschiede in der Bestimmtheit zwischen Jugendlichen verschiedener

sozialer Milieus bestehen. Ganz allgemein könnte man annehmen, dass Jugendliche aus oberen Schichten «bestimmter» sind, zumindest aus der Gruppe der «Akademiker», denn diese Jugendlichen haben ja durch den Vater bereits einen akademischen Beruf vor Augen, und es ist auch anzunehmen, dass sie durch die gesellschaftlichen Beziehungen der Familie mehr mit andern Akademikern zusammenkommen als beispielsweise Arbeiterkinder.

Bei den «Direktoren» sowie freierwerbenden «Akademikern» könnte zusätzlich die eigene Unternehmung resp. Praxis eine Rolle spielen. Umgekehrt kann argumentiert werden, dass die Jugendlichen aus mittleren und unteren Schichten stärker motiviert seien. Die Zusammenhänge zwischen Maturanote und sozio-ökonomischer Herkunft weisen teilweise in diese Richtung. Da für diese Jugendlichen zudem gewisse finanzielle Erschwernisse (wenn auch nicht unbedingt Schwierigkeiten) bestehen mögen, könnte für sie die Erreichung eines Berufes in absehbarer Zeit zu einem bestimmenden Faktor der Berufswahl werden.

Die Zusammenstellung «Bestimmtheit» nach sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters zeigt nun keine offensichtlichen Abhängigkeiten; mit Ausnahme von Gruppe 5 («Angestellte») nennen in allen Gruppen drei Fünftel oder etwas mehr der Maturanden eindeutig einen Beruf; am grössten ist die Zahl – nämlich drei Viertel – bei den «Bauern» und «Arbeitern», allerdings bei den bekannten kleinen Belegungen.

Die beiden oben diskutierten Argumentationen scheinen sich also weitgehend auszugleichen. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass einige Unterschiede im Prozentsatz der «unbestimmten» Antworten bestehen. Ihr Anteil ist bei den «Akademikern» um einen Fünftel, bei den «Direktoren» und den «Chefbeamten» um einen Zehntel geringer als bei den unteren Angestellten und den Kleingewerblern. Dies wird aber, vor allem bei den «Akademikern», zum Teil ausgeglichen durch einen grösseren Anteil von Mädchen-Mehrfachnennungen im Zusammenhang mit Heirat. Ganz offensichtlich scheint das Geschlecht in diesem Falle den Faktor sozio-ökonomische Herkunft zu beeinflussen. Eine entsprechende Kontrolle, nämlich die Zusammenstellung nur der Knaben-Antworten, ergibt das in *Tabelle 7* festgehaltene Ergebnis.

Die Gruppen jener Maturanden, die relativ grosse Bestimmtheit aufweisen, stammen aus den oberen Schichten der «Direktoren», «Beamten» und «Akademiker» (beide mit einem grossen Selbstrekrutierungspotential) einerseits,

Tabelle 7

Maturanden (nur m) 1964/65 nach Bestimmtheit der Berufswahl und sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters (Prozentzahlen)

Bestimmtheit der Berufswahl	Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹									Total
	1	2	3	4	5	6	7	8	k. A.	
1. Eindeutig	67	66	66	65	55	76	38	73	(75)	65
2. Mehrfach, unbestimmt, k. A.	22	20	20	27	32	20	54	17	—	24
3. K. A., Ziel aus Studienrichtung ersichtlich	11	14	14	8	13	4	8	10	(25)	11
Zusammen	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
N	81	71	99	192	60	45	13	30	6	597

Keine signifikante Abhängigkeit in der Verteilung von (1) und (2) nach 1–8.

¹ Siehe Tabelle 1.

andererseits aus den unteren Schichten der «Kleingewerbler», «Bauern» und «Arbeiter», bei denen wir eine besonders ausgeprägte Tendenz zur «Existenzsicherung» vermuteten. Die Söhne von unteren Angestellten scheinen im Vergleich dazu weniger bestimmt, ebenso die Bauernsöhne. Die Belegungen sind indessen teilweise sehr klein; die Prüfung der Abhängigkeit ergibt keine Signifikanz.

Man kann sich schliesslich fragen, ob die Schulleistung die Bestimmtheit der Wahl zu beeinflussen vermag. Dass dem so sei, liesse sich etwa aus der Überlegung folgern, dass guter Schulerfolg (wie er erfasst wird von der Notengebung) in der Regel Ausdruck fleissigen, zielgerichteten Arbeitens ist und folglich sehr gute Schüler auch zielbewusster die Berufswahl angehen. Umgekehrt, insofern sehr gute Schulleistungen Ausdruck vielseitiger Begabung sind, könnte für diese Schüler die Wahl in besonderem Masse zur Qual werden. Auch ist denkbar, dass der einseitig begabte (und folglich auch mehr auf ein Berufsziel hin orientierte) Schüler eher bloss gute oder nur genügende No-

ten aufweist. Das würde für eine gegenteilige Abhängigkeit sprechen. Die Zusammenhänge zwischen Schulleistung und sozio-ökonomischer Schicht schliesslich lassen einen gewissen Ausgleich vermuten: Die Auszählung zeigt, dass dies tatsächlich der Fall zu sein scheint. Allerdings lässt sich eine leichte Tendenz erkennen, wonach bessere Schüler, sowohl Maturanden wie Maturandinnen, sich etwas bestimmter äussern. Der Unterschied ist indessen nicht gesichert.

2. Der Kreis der Informatoren und Ratgeber

In seiner Entscheidungssituation bedarf der Maturand der Information. Es geht bei der Berufswahl sozusagen darum, zwei Elemente zusammenzubringen. Auf der einen Seite ist seine Person mehr oder weniger vollständig charakterisierbar mit psychischen und sozio-psychischen Attributen. Auch wenn dies in alltäglichen Begriffen geschieht, also mit «Gefühl», «Intuition» oder «gesundem Menschenverstand», so ist es ein im Sozialen verwurzelter Vorgang: Persönlichkeitsattribute haben nur einen Sinn, wenn sie auf verschiedene Menschen anwendbar sind; nur so kann das Besondere der einzelnen sprachlich erfasst und damit kommuniziert werden. Psychologische Termini resp. die ihnen zugrunde liegenden Testverfahren sind im Prinzip nichts anderes als Versuche, diese Attribute präziser zu fassen und entsprechend zutreffendere Vergleiche zu ermöglichen. So gesehen, besteht auch kein grundsätzlicher Unterschied in der Erfassung durch Tests oder einen «erfahrenen Beobachter», sofern sich dieser systematisch kontrolliert und ohne willkürliche Einschränkungen über seine Erfahrungen verfügt, was in der Regel allerdings eine entsprechende Ausbildung bedingt, die z.B. der Gymnasiallehrer kaum genügend erhält (vgl. LÜSCHER, 1965). Auf der andern Seite handelt es sich um Informationen über den Beruf, die von der Kenntnis des künftigen Arbeitsmarktes über die Ausbildungsgänge bis zu psychischen und psychosozialen Anforderungen eines Berufes reichen.

Im Prinzip lässt sich die Aufgabe der objektiven Information über diese beiden Bereiche lösen, wenn auch praktisch erhebliche Schwierigkeiten bestehen können. Die Berufswahl braucht dadurch noch nicht festzustehen. Selten ist eine Person über jeden Zweifel eindeutig für einen bestimmten Beruf geschaffen. Verschiedene Möglichkeiten sind die Regel (vgl. MULLER, 1961);

es setzt also ein Abwägen ein. Vor allem aber ist zu beachten, dass Persönlichkeit sich dynamisch entwickelt (und, zu einem gewissen Grade, auch «Beruf»). Ihre Charakterisierung in einem Zeitpunkt ist nicht endgültig, und sie bleibt dies auch – allerdings in geringerem Ausmass –, wenn zu verschiedenen Zeitpunkten systematisch beobachtet wird. Die künftige Entwicklung der Person wie der Sozialstruktur ist nicht exakt voraussehbar. Gerade sie aber sind bei der Berufswahl von Bedeutung. Der endgültigen Entscheidung haftet somit stets ein Risiko an, bedingt durch Ungewissheit über die persönliche und soziale Entwicklung. Nicht zuletzt hierin wird die Freiheit der Person und der sozialen Gebilde sichtbar: welche Risiken man eingehen will und in welchen Richtungen man Anstrengungen unternimmt, um mögliche Entwicklungen zu vermeiden, ist sozial nicht vollständig determiniert, lässt sich nicht mit Gewissheit voraussagen, sondern nur ex post feststellen. In dieser Lage kann der Maturand sehr oft mehr als nur Information nötig haben, nämlich Interpretation von Informationen und – unter Umständen – engagierten Beistand im Hinblick auf die Risiken der Entscheidung. Die Übergänge sind fließend. Der Interpretation der Information kann bereits ein gewisses Engagement zugrunde liegen; schon vorher kann die Art der gegebenen Informationen (über einen Beruf z.B.) und der verschwiegenen Aspekte durch Wertauffassungen des Informatoren beeinflusst sein. Vollends wertbehaftet ist natürlich ein Mitentscheiden oder gar ein Entscheiden *für* den Maturanden.

Diese subtilen Unterschiede entziehen sich der Beobachtbarkeit in einer schriftlichen Befragung. Wir müssen uns damit begnügen, den allgemeinen Kreis der Informatoren und Ratgeber erfassen zu suchen. Eine Differenzierung der einzelnen Gruppen kann nur zurückhaltend unternommen werden. Wir haben die Erkundigungen nach Informatoren und Ratgebern der Maturanden in den drei Erhebungen stets verändert: 1963 war die Frage offen, 1964 wurden Personenkategorien vorgegeben, 1965 wurden diese weiter differenziert. In unserer Analyse beschränken wir uns auf die Ergebnisse 1965. Dies ist um so mehr gerechtfertigt, als die Reihenfolge der Häufigkeiten, mit denen die einzelnen Kategorien genannt wurden, in allen drei Jahren – soweit vergleichbar – die gleiche ist: Zuoberst die Eltern (1964 und 1965 allerdings mit Unterschieden zwischen Vater und Mutter), dann der Berufsberater und hernach Angehörige interessierender Berufe. Es folgen Kameraden («Peers» in einem weiten Sinn des Wortes), Gymnasiallehrer, übrige Verwandte sowie kleinere Gruppen, wie Universitätsprofessoren, Volksschullehrer u.a. 1965

rangieren die «Peers» – leicht abweichend – weiter unten, nach den Gymnasiallehrern. Gegenüber andern Erhebungen dieser Art (BEHRENDT, 1960; Eidgenössisches Statistisches Amt, 1961) fällt die hervorragende Stellung der Berufsberatung auf, und zwar dürfte es sich zum Grossteil um spezifisch akademische Berufsberatung handeln.

In der Erhebung 1965, auf die wir uns im folgenden stützen, haben wir versucht, zusätzlich in zweierlei Hinsicht zu differenzieren: Erstens unterschieden wir zwischen Informationen und Rat, die in der Schulklasse oder in Gruppen entgegengenommen wurden, und solchen, die auf Grund persönlicher Beziehungen zugänglich waren. Zum zweiten ging es um eine Erfassung der Personenkategorien, deren Unterstützung als am wichtigsten erschien. Damit sollte eine erste Wägung der einzelnen Kategorien möglich werden.

Die erste Unterscheidung unterstreicht insbesondere die Bedeutung der akademischen Berufsberatung. Rund ein Viertel der Maturanden hält fest, dass sie in der Klasse oder in Gruppen wichtige Informationen durch den akademischen Berufsberater erhalten haben. Fast gleichviel erwähnen die Tätigkeit von Universitätslehrern oder Berufsleuten in solchen Veranstaltungen, die zum grossen Teil ebenfalls von der akademischen Berufsberatung organisiert wurden. Wie zu erwarten, handelt es sich zum grossen Teil um Aussagen von Schülern des Gymnasiums der Stadt Bern, wo eine aus mehreren Mitarbeitern bestehende Berufsberatungsstelle besteht, vor jenen aus Biel mit einem nebenamtlichen Vertrags-Berufsberater. An diesem Gymnasium besteht auch das sogenannte Wysard-Seminar, zurückgehend auf die Stiftung eines Ehemaligen der Schule. Zu diesem Seminar gehört eine berufskundliche Bibliothek. Ferner werden Vorträge veranstaltet. Selbstverständlich können aber auch Schulen ohne «eigenen» akademischen Berufsberater in dieser Richtung tätig sein, wie Antworten von Maturanden in den übrigen Gymnasien zeigen. Die grössere Wirkungskraft der hauptamtlich mit der Aufgabe beschäftigten Stelle ist indessen offensichtlich; es scheint übrigens, dass Maturandinnen relativ mehr davon profitieren als Maturanden.

Die Zusammenstellung der Häufigkeiten, mit denen die einzelnen Personenkategorien genannt werden, deren Information und Rat in persönlicher Form zugänglich war, ist in *Tabelle 8* vorgenommen, in der auch gleichzeitig die beiden Stufen, «allgemein» und «besonders wichtig», geschieden sind. Aus der Gegenüberstellung der beiden Stufen, am raschesten ersichtlich im Vergleich der Rangordnungen, lässt sich ein Trend zur Versachlichung feststel-

len. Bezeichnend dafür ist der rangmässige Aufstieg des Berufsberaters, des Gymnasiallehrers und des Universitätsprofessors einerseits, der Abstieg von «Mutter», Verwandten und «Peers» anderseits.

Tabelle 8

Maturanden 1965 nach Informatoren und Ratgebern und «besonders wichtigen» Informatoren und Ratgebern

Ratgeber und Informatoren	Alle Maturanden				Maturandinnen	
	allgemein		wichtig		allgemein	wichtig
	N	Rang	N	Rang	N	N
Mutter	106	2	23	4	41	11
Vater	172	1	57	1	47	17
Andere Verwandte	72	5	10	7	21	4
«Peers»	59	7	8	8	17	1
Angehörige des Berufes	96	3	28	3	31	10
Sekundarlehrer	22	9	6	9	3	—
Gymnasiallehrer	63	6	21	5	19	4
Universitätsprofessor	25	8	15	6	9	4
Berufsberater	90	4	46	2	28	15

Zwischen den Geschlechtern besteht in der Reihenfolge kein Unterschied, aber die ordinale Anordnung ist nur ein sehr grobes Mass. Bei näherem Zusehen zeigt sich, dass einzelnen Faktoren unterschiedliches Gewicht zukommt. In beiden Fällen ist die Mutter für die Maturandinnen relativ wichtiger als für die Maturanden, was ohne weiteres verständlich ist. Daneben aber zeigt sich – ebenfalls in beiden Kategorien – bei den Maturandinnen eine relativ stärkere Bedeutung jener Personen, deren Informationen und Rat als primär sachkundig angesehen werden kann: Berufsberater, Berufsangehöriger, Gymnasiallehrer, Universitätsprofessor. Dagegen scheinen die «Peers» und die Volksschullehrer eher weniger bedeutungsvoll für die Mädchen als für die Knaben. Die kleinen Belegungen mahnen zur Vorsicht, aber die angedeute-

ten Zusammenhänge sind durchaus erklärlich: Maturandinnen betreten mit der Aufnahme von Studien und der Wahl eines Berufes in vielen Milieus noch Neuland. Die Fragen sind auch für ihre vertraute Umgebung neu. Daraus folgt die Tendenz, sich an Fachleute zu wenden.

Die Erteilung von Informationen und Rat ist nicht die einzige Hilfe, die dem Maturanden in der Berufswahlsituation zuteil werden kann. Wer selber nicht informieren oder raten kann, kann doch unter Umständen Beziehungen zu Informatoren und Beratern in die Wege leiten. Auf die Frage: «Wer vermittelte Ihnen Kontakt zu Berufsangehörigen, Universitätslehrern oder anderen Personen?» ergaben sich die in *Tabelle 9* zusammengestellten Häufigkeiten.

Tabelle 9

Maturanden 1965 nach Vermittlern von Kontakten mit «dritten» Informatoren und Ratgebern und Geschlecht

Kontaktvermittlung	m	w	Total
Berufsberatung	42	13	55
Eltern	29	11	40
Schule	25	8	33
Schulkameraden, Freunde...	3	4	7
Berufsleute	2	—	2
Universität	—	2	2
Andere	15	8	23
Eigene Initiative	19	3	22

Schliesslich wurde, um das Bild abzurunden, nach sonstigen etwaigen Quellen gefragt. In den Antworten ergaben sich nicht zu bereinigende Überschneidungen mit andern Fragen, so dass von einer Analyse abgesehen wird. Neu zutage treten Praktika und Ferienarbeit sowie die Massenkommunikationsmedien. In der Zahl von «Lektüre Berufsberatung» kommt u. a. die Beliebtheit von «Lesemäppchen» der Akademischen Berufsberatung Bern zum Ausdruck; «Lektüre Bibliothek, eigene Bücher» enthält Angaben von Benutzern des bereits erwähnten Wysard-Seminars (*vgl. Tabelle 10*).

Tabelle 10

Maturanden 1965 nach weiteren Informationsquellen und Geschlecht

Weitere Informationsquellen	m	w	Total
Lektüre Berufsberatung	89	17	106
Lektüre Bibliothek, eigene Bücher	56	16	72
Lektüre ohne weitere Angaben	29	16	45
Film, Radio, Fernsehen	32	4	36
Praktikum, Ferienarbeit	23	7	30
Vorträge, Kolloquien	19	14	33
Weitere öffentliche und private Institutionen (Vereine, Verbände usw.)	16	7	23
Andere	8	1	9

3. Die Studienwahl

Gegen 90 Prozent der Maturanden äussern die Absicht, ein Studium zu ergreifen. Nun ist nicht ausgeschlossen, dass unter denjenigen Maturanden, welche keine Informationen geben wollten, ein verhältnismässig grosser Anteil solcher ist, die nicht zu studieren gedenken. Trotzdem darf angenommen werden, dass sich in diesem Prozentsatz niederschlägt, dass das (schweizerische) Gymnasium auf die Hochschule vorbereitet, wenn auch unter Umständen in etwas geringerem zahlenmässigen Ausmass, als hier festgestellt.

Zwischen den Geschlechtern besteht – wie zu erwarten ist – ein Unterschied; aber auch von den Maturandinnen gedenkt eine überwiegende Mehrheit zu studieren. Die Aufteilung auf die einzelnen Studienrichtungen ist aus *Tabelle 11* ersichtlich.

Da unsere Daten nicht auf einer Vollerhebung beruhen, ist die Verteilung mit Zurückhaltung zu betrachten. Aus dem gleichen Grunde und auch, weil die Zahl der erfassten Maturanden dafür noch zu klein ist, kann aus dem Vergleich zwischen einzelnen Jahren nicht zuverlässig auf Trends geschlossen werden. Es kann also nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, welche Bedeutung dem Umstand zuzumessen ist, dass z. B. 1965 der Anteil der künftigen Juristen, Wirtschaftswissenschaftler, Mediziner und Ingenieure grösser ist als 1963, jener der künftigen phil. I- und der phil. II-Studenten dagegen geringer.

Tabelle 11

Maturanden 1963-1965 nach gewählter Studienrichtung und Geschlecht (Prozentzahlen)

Studienrichtung ¹	m	w	Total
theol.	3	1	3
ius.	9	3	7
rer. pol.	7	2	6
med.	20	14	18
phil. I	11	36	17
phil. II	22	9	18
ing.	21	4	16
Anderes Studium, ausserakademische Ausbildung	3	21	8
Unbestimmt, keine Antwort ..	4	11	6
Zusammen	100	100	100
N.	897	302	1199

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

¹ Immer inkl. Sekundarlehrerkandidaten.

Von Bedeutung in *Tabelle 11* sind vor allem die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, obwohl die Daten keine Überraschungen enthalten. Die philosophisch-historische Fakultät wird von den Maturandinnen bevorzugt, in absoluten Zahlen sogar häufiger als von den Maturanden. Der relativ starke Anteil bei den Medizinern wird weiter hinten, bei den Angaben über die Berufswahl, einige Abstriche erfahren. Der Prozentsatz der Interessentinnen für ein naturwissenschaftliches Studium überrascht in Anbetracht der faktischen Abwesenheit von Mädchen in den Realabteilungen. Mädchen, die sich der Richtung phil. II zuwenden, rekrutieren sich vor allem aus der B-Abteilung.

Welche Einflüsse der sozio-ökonomischen Herkunft lassen sich bei der Studienwahl feststellen? Wir haben soeben festgestellt, dass Unterschiede in der Studienwahl der Geschlechter bestehen. Wir wissen ferner, dass der Anteil der Mädchen in den einzelnen sozio-ökonomischen Herkunftsgruppen unterschiedlich ist. Aus diesen Gründen ist es angebracht, von den Zusammen-

hängen auszugehen, die bei den Burschen bestehen. Man kann dabei erwarten, dass der bereits mehrfach festgestellte Effekt der beruflichen Selbstrekrutierung bei den «Akademikern» (z.B. medizinische Berufe) und den «Direktoren» sich auch hier niederschlägt. In der Tat ist – wie *Tabelle 12 a* zeigt – der Prozentsatz der künftigen Medizinstudenten bei den «Akademikern» weitaus am höchsten. Gleiches gilt für die künftigen Studenten der Wirtschaftswissenschaften und – in geringerem Ausmass – des Rechtes bei den «Direktoren». Teilweise lässt sich auch die hohe Anziehungskraft des Ingenieurstudiums in dieser Gruppe mit «Selbstrekrutierung» im weiteren Sinne dieses Wortes erklären.

«Selbstrekrutierung» hat einen wichtigen Anteil an der in *Tabelle 12 a* bestehenden hohen Signifikanz der Abhängigkeit. Sieht man davon ab, besteht aber immer noch Signifikanz. Die Analyse führt auf eine Reihe von weiteren Zusammenhängen. Zunächst steht dem hohen Anteil der künftigen Ingenieur-

Tabelle 12 a

Männliche Maturanden 1963-1965 nach gewählter Studienrichtung und sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters (Prozentzahlen)

Studienrichtung	Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹							Total
	1	2	3	4	5	6	7/8	
theol.	2	3	4	3	4	—	8	3
ius.	14	9	11	7	9	12	3	9
rer. pol.	14	8	5	7	7	7	6	7
med.	18	21	31	20	14	13	14	20
phil. I.	8	4	8	16	16	11	7	12
phil. II.	11	24	18	23	26	25	33	22
ing.	31	25	18	18	21	22	17	21
Übrige.	2	6	5	6	3	10	12	6
Zusammen	100	100	100	100	100	100	100	100
N.	100	93	152	289	98	69	66	867

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

¹ Für die ausführlichen Bezeichnungen siehe *Tabelle 1*.

studenten in der Gruppe der «Direktoren» ein stark unterdurchschnittlicher Anteil an phil. II-Kandidaten gegenüber. Man kann annehmen, dass das eine durch das andere bedingt ist: Wer als Sohn eines «Direktors» an naturwissenschaftlich-technischen Bereichen interessiert ist, studiert eher Ingenieur als Naturwissenschaftler, nicht zuletzt im Hinblick auf die berufliche Laufbahn. Der hohe Anteil der künftigen phil. I-Studenten unter den «gehobenen Angestellten» und den «übrigen Angestellten» dürfte auf Bewegungen in «Aufstiegsberufe» wie Gymnasiallehrer (evtl. Sekundarlehrer) hinweisen. Die weiter hinten besprochene Rekrutierung der Gymnasiallehrer würde das bestätigen. Umgekehrt scheinen die medizinischen Berufe Maturanden aus unteren Schichten ferne zu liegen; die Prozentsätze sowohl bei den «übrigen Angestellten» wie den «Kleingewerblern» und den «Bauern und Arbeitern» sind unterdurchschnittlich. Nicht zuletzt dürften die nach wie vor hohen Kosten des Studiums dabei eine Rolle spielen. Auch dies wird bei der «Berufswahl» bestätigt. Dagegen fühlen sich die Söhne von Bauern und Arbeitern überdurchschnittlich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Das kann verschiedene Gründe haben. Zum einen können darunter Lehrerkandidaten sein. Auch ist das Studium an einer nahen Universität möglich; die längere Dauer gegenüber dem Ingenieurstudium gliche allerdings die Kosten teilweise wieder aus, aber die Vorstellung, auswärts zu studieren, sei umständlich, dürfte nach wie vor eine Rolle spielen. Denkbar ist auch, dass besonders leistungsmotivierte Jugendliche aus diesen Milieus sich durch die Anforderungen eines naturwissenschaftlichen Studiums angesprochen fühlen und den Eindruck haben, ihnen gewachsen zu sein, um so mehr, als häufig die sprachlich-historischen Fächer Jugendlichen aus unteren Schichten Mühe zu bereiten scheinen.

Dem hohen Anteil von künftigen Theologiestudenten aus Schicht 7/8 möchten wir nicht besonderes Gewicht beilegen. Kleine Unterschiede schlagen sich bei diesen Belegungen rasch in grössere prozentuale Abweichungen aus, wie etwa auch das Beispiel der benachbarten Gruppe «Kleingewerbler» in dieser Studienrichtung zeigt.

Schliesslich besteht ein stark unterdurchschnittlicher Anteil künftiger phil. I-Studenten bei den «Chefbeamten», eine Erscheinung, für die sich uns keine unmittelbar einleuchtende Erklärung anbietet. Ferner scheint eine Abneigung der Söhne der «Akademiker» gegen die Wirtschaftswissenschaften zu bestehen.

Zusammenfassend: Die Wahl der Studienrichtung ist durch die sozio-ökonomische Herkunft zunächst in den Fällen offensichtlicher «Selbstrekrutierung» bei den «Direktoren» sowie einigen «Akademikern», insbesondere den Ärzten, Rechtsanwälten, Zahnärzten und Apothekern, bestimmt. (Andere akademische Berufe, z. B. Gymnasiallehrer, weisen eine sehr geringe Selbstrekrutierung auf. – Vgl. hierzu LÜSCHER, 1965, S. 101 ff.)

Darüber hinaus bestehen Zusammenhänge, die auf Übereinstimmungen mit herkömmlichen, teilweise auch nachgewiesenen Annahmen über Aufstiegskanäle hinweisen. Schliesslich finden sich nicht unmittelbar erklärbare Besonderheiten. Insgesamt besteht auch abgesehen von Selbstrekrutierung signifikante Abhängigkeit. Das heisst nicht, dass jeder einzelne der besprochenen Zusammenhänge gesichert ist.

Diese Ergebnisse wurden aus der Charakterisierung der männlichen Schüler gewonnen. Eine entsprechende Auszählung der Maturandinnen führt auf viele kleine Belegungen, so dass die Interpretation wenig sinnvoll wird. Wir versuchen darum, allfällige Unterschiede für die Mädchen anzudeuten, indem wir von einer Gesamtauszählung ausgehen. Es ergibt sich eine Minderung des Selbstrekrutierungseffektes bei den «Akademikern» (Medizin) und den «Direktoren» (Ingenieure), bei diesen allerdings des weitern eine Erhöhung des Anteils der künftigen Wirtschaftswissenschaftler (teilweise vielleicht auf Kosten der Juristen).

Ebenso wird der Anteil der künftigen phil. I-Studenten aus den Mittelschichten gemildert, was damit zusammenhängt, dass das phil. I-Studium bei Mitberücksichtigung der Mädchen allgemein an Anteil gewinnt, wobei die Mädchen in den Oberschichten zahlreicher sind (vgl. auch *Tabelle 11*). Aus einem ähnlichen Grunde mildert sich die Abweichung der unteren Schichten bei den künftigen Medizinern. Interessanterweise verstärkt sich aber die Tendenz zur Untervertretung der künftigen Wirtschaftswissenschaftler bei den «Akademikern» und zur Übervertretung der künftigen Naturwissenschaftler und Theologen bei den «Bauern und Arbeitern», ein Zeichen, dass dort die Mädchen von ähnlichen Einflüssen bestimmt sein können wie die Burschen. Die Gesamtzahlen sind wiedergegeben in *Tabelle 12b*, allerdings unter Vertauschung der Variablen bei der Prozentberechnung. Auf diese Art lassen sich einige Indizien zur sozio-ökonomischen Herkunft der Studierenden an den einzelnen Fakultäten gewinnen, Hinweise also auf die Frage, wie die einzelnen Fakultäten sozial charakterisiert sein dürften. Um mehr als erste Hinweise

handelt es sich aber nicht; u. a. darum, weil an die einzelnen Fakultäten in unterschiedlichem Ausmass Studierende aus anderen Schulen als den kantonalen Maturitätsschulen zugelassen werden.

Tabelle 12b

Maturanden 1963–1965 nach sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters und gewählter Studienrichtung (Prozentzahlen)

Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹	Studienrichtung								Total
	theol.	ius.	rer. pol.	med.	phil. I	phil. II	ing.	Übrige	
1	6	18	24	11	12	7	17	15	13
2	10	9	12	12	5	12	12	13	11
3	23	24	10	27	22	16	16	22	20
4	29	27	31	32	36	33	30	30	32
5	13	11	10	7	13	12	11	6	10
6	3	9	7	6	7	9	8	7	7
7/8	16	2	6	5	5	11	6	7	7
Total	100	100	100	100	100	100	100	100	100
N	31	85	70	217	208	220	191	142	1164 ²

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

¹ Für die ausführlichen Bezeichnungen siehe Tabelle 1.

² 35 k.A.

Die Studienwahl (und natürlich auch die Berufswahl) ist zum Teil präjudiziert durch den Maturatyp. Wie es sich damit verhält, geht aus *Tabelle 13* hervor. Zwingend – aus rechtlichen Gründen – ist der Zusammenhang für das Medizinstudium: Es wird Latein gefordert, und darum sind Typus A oder B die normale Voraussetzung. Die Erfordernis des Griechischen verweist den künftigen Theologen in Typus-A-Schulen. Die Zusammenstellung zeigt, dass zwei Fünftel der künftigen Theologen nicht die altsprachliche Matur besitzen und Nachprüfungen an der Fakultät zu bestehen haben werden. Das lässt sich zunächst mit dem Hinweis erleuchten, dass das Theologiestudium in einen Beruf führe, zu dem man sich unter Umständen mühsam durchringt. Er er-

Tabelle 13

Maturanden 1963–1965 nach Studienrichtung und Maturatyp (Prozentzahlen)

Studienrichtung	Maturatyp				Total
	A	B	C	H	
theol.	59	25	13	3	100
ius.	9	71	14	6	100
rer. pol.	1	25	18	56	100
med.	12	72	15	1	100
phil. I	19	67	6	8	100
phil. II	10	24	57	9	100
ing.	2	14	83	1	100
Anderes Studium, ausserakademische Ausbildung	7	60	11	22	100
Unbestimmt, k. A.	23	44	23	10	100
Zusammen	12	46	33	9	100

Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent.

fordere in besonderem Masse «Berufung». Diese «Berufung» kann natürlich auch beim künftigen Arzt geltend gemacht werden. Späte Berufung, wie sie sich immer wieder zeige, wäre entsprechend der Faktor, der zu erklären vermöchte, warum rund ein Sechstel der künftigen Medizinstudenten keine Latein-Matur besitzen. Es ist hier nicht der Ort, die Problematik des Konzeptes der «Berufung» zu diskutieren. Ob mit oder ohne Berufung als Erklärungsmöglichkeit weisen die festgestellten Zahlen doch deutlich auf den Nachteil frühen Entscheidens für einen Typus hin.

Die soeben behandelten Abhängigkeiten sind übrigens nicht die einzigen. Wer bloss eine Handelsmatur besitzt, ist in seinen Studienmöglichkeiten ebenfalls eingengt. Ein gutes Viertel der Handelsmaturanden, die sich an einer andern als der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung immatrikulieren, werden Zusatzexamen zu bestehen haben, für die sie sich allerdings zum Teil bereits während der Gymnasialzeit vorbereiten konnten. – Rund drei Fünftel der Handelsmaturanden gedenken sich in der Abteilung einzuschreiben, auf die sie unmittelbar vorbereitet sind. Darüber hinaus sind alle Handelsmatu-

randen – was hier nicht weiter diskutiert werden soll – natürlich auch bei der Wahl der Universität eingeschränkt. Weitere Schwierigkeiten bestehen für C-Maturanden, welche sich in einer andern als der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät oder einer Ingenieur-Abteilung immatrikulieren wollen; z. T. haben sie Latein nachzuarbeiten. Umgekehrt sind A- und B-Maturanden fachlich nicht optimal für ein Ingenieur-Studium vorbereitet. Wechsel dieser Art sind aber nicht selten.

Von besonderem Interesse auch unter hochschulpolitischem Gesichtspunkt sind die Zusammenhänge zwischen Studienwahl und Schulleistung, erfasst in den Maturanoten (Tabelle 14). Die Darstellung ist gleich wie in Tabelle 5. Wichtig sind primär die Ergebnisse der Prüfung von Abhängigkeiten zwischen den Leistungsgruppen. Die Durchschnittsnoten weisen dann darauf hin, in welcher Richtung die Unterschiede liegen. Die künftigen Mediziner sind signifikant besser als die Ingenieure. Insbesondere aber weisen sich die angehenden Naturwissenschaftler als signifikant besser als die Ingenieure, die Wirtschafts- und Rechtswissenschaftler und die Geisteswissenschaftler der phil.I-Fakultät aus. Der Unterschied zwischen künftigen Naturwissenschaftlern und Ingenieuren besteht auch, wenn die Daten nur von B-Maturanden,

Tabelle 14

Maturanden der Typen A, B und C, 1963–1965, nach gewählter Studienrichtung und durchschnittlicher Maturanote sowie Zusammenstellung der Ergebnisse der Prüfung der Abhängigkeiten in der Verteilung auf die drei Leistungsgruppen «sehr gut», «gut» und «genügend».

Studienrichtung	N	Durchschnittsnote	Studienrichtung						Total
			1	2	3	4	5	6	
1. phil. II	199	53,69		—	—	5%	5%	0,1%	1%
2. theol.	31	53,32			—	—	—	—	—
3. med.	212	52,65				—	—	1%	—
4. phil. I	189	52,41					—	—	—
5. rer. pol. + ius.	106	51,47						—	—
6. ing.	191	51,47							5%
Total	928	52,96							

also aus dem gleichen Typ, verglichen werden (Signifikanz der Abhängigkeit: 0,1 Prozent). Er entfällt, wenn nur die Daten von Burschen verglichen werden. Es scheint also, dass einige besonders gut ausgewiesene Mädchen aus Typus B Naturwissenschaften zu studieren gedenken. Das bedeutet gleichzeitig, dass nur sehr leistungsstarke Mädchen sich in ein naturwissenschaftliches Studium wagen. – Zwischen den in einer Gruppe zusammengefassten Juristen und Wirtschaftswissenschaftlern besteht kein signifikanter Unterschied. Zu beachten bleibt, dass in Notenvergleichen nur Informationen von Maturanden der Typen A, B und C verwendet werden.

Primär bedeutsam aus diesen Ergebnissen ist die Folgerung, dass die genannten Studienrichtungen von den Maturitätsschulen unterschiedlich qualifizierte Studenten erhalten. Auch wenn es sich bloss um einen ersten Versuch handelt, gibt diese Zusammenstellung erste Hinweise auf mögliche Qualitätsunterschiede zwischen den Studierenden der einzelnen Richtungen.

Man mag allerdings argumentieren, der Unterschied zwischen den beiden philosophischen Fakultäten hänge damit zusammen, dass unter den phil. I-Kandidaten die Mädchen – mit signifikant schlechteren Noten als die Burschen – überwiegen. Die schlechten Ergebnisse der Ingenieure sowie der Juristen und Wirtschaftswissenschaftler dürften davon beeinflusst sein, dass unter ihnen der Anteil der wenig leistungsmotivierten Jugendlichen aus dem Milieu der «Direktoren» gross ist. Um das zu kontrollieren, wurde eine Auszählung vorgenommen, in der die Jugendlichen aus Schicht 1 und Schicht 3 nicht enthalten sind. Das Ergebnis ist folgendes: In einem Total-Vergleich (beide Geschlechter) bleiben signifikante Unterschiede zwischen phil. II und ing. sowie zwischen med. und ing. erhalten. Die anfänglich festgestellte unterschiedliche Leistungsfähigkeit zwischen den Jugendlichen aus den beiden sozio-ökonomischen Schichten zählt somit nicht für die Tatsache, dass die künftigen Ingenieure schlechtere Noten aufweisen als die künftigen phil. II-Studenten und die künftigen Mediziner. Nachdem wir oben auch nachweisen konnten, dass der Unterschied nicht durch eine verschiedene Rekrutierung aus den Matura-Abteilungen bedingt ist, kann gesagt werden, dass das vorliegende Material eine nach verschiedenen Richtungen abgesicherte signifikante Differenz in den Maturanoten der Interessenten der betreffenden Studienrichtung zeigt. Dagegen verschwindet bei dieser Kontrolle der signifikante Unterschied zwischen phil. II und rer. pol./ius. Die ursprünglich festgestellten geringeren Leistungen der letzteren dürften damit zusammenhän-

gen, dass sie sich zu einem wichtigen Teil aus der leistungsschwächeren «Direktoren»-Schicht rekrutieren. In gleicher Weise verschwindet der Unterschied zwischen phil.II und phil.I. Hier dürfte neben dem sozialen Milieu vor allem auch von Bedeutung sein, dass der Anteil der Mädchen (die mehrheitlich aus Schichten 3 und 1 kommen) gross ist. Wird in einer weiteren Stufe der Kontrolle geprüft, wie sich die Dinge für die männlichen Befragten allein verhalten (unter Ausschluss von Schichten 1 und 3), so ergibt sich ein gleiches Resultat: Signifikant sind die Unterschiede zwischen ing. und phil.II und zwischen ing. und med. Die Tatsache, dass Abhängigkeiten zwischen sozio-ökonomischer Herkunft und Maturanote sowie Geschlecht und Maturanote bestehen, ist also nicht verantwortlich für die festgestellten signifikanten Unterschiede zwischen ing. und phil.II sowie ing. und med.; hingegen erklärt sie weitgehend den Unterschied zwischen phil.II und rer.pol./ius sowie phil.II und phil.I. Die markante Stellung von phil.II einerseits und ing. andererseits wird im übrigen in der ursprünglichen Darstellung ebenfalls unterstrichen: Die beiden Gruppen weisen als einzige signifikante Unterschiede zur Gesamtheit auf.

Es lässt sich unschwer vermuten, dass die Bestimmtheit des Berufsentscheidens in den einzelnen Studienrichtungen nicht die gleiche ist. Dies bestätigt *Tabelle 15*. Die darin erkennbaren zwei Gruppen enthalten keine Überraschungen: Medizin und Ingenieurwissenschaften sind Studienrichtungen, die man in der Regel im Hinblick auf ein eindeutiges Berufsziel wählt. Überraschend eigentlich ist nur der geringere Prozentsatz bei den Theologen, doch können die kleinen Belegungen hier rasch das Bild beeinflussen. Die Gruppen jener Studienrichtungen mit relativ vielen Maturanden, die im Hinblick auf den Beruf noch unentschlossen sind, sind als «offene» Studienrichtungen bekannt. Dabei kann man zwei Untergruppen bilden: Studienrichtungen, in denen der Eintritt in einen Lehrerberuf möglich ist einerseits, und solche, wo dies kaum möglich ist, andererseits. Zahlenmässig unterscheiden sie sich kaum.

Die Unterschiede sind natürlich mitbeeinflusst vom Umstand, dass der Anteil der Mädchen in phil.I besonders gross ist, in geringerem Ausmass ebenfalls bei den «andern Ausbildungen». Werden hingegen nur die Antworten der Mädchen verglichen, so ergibt sich keine signifikante Abhängigkeit; bei den Mädchen bestehen somit keine Unterschiede in der Bestimmtheit der Berufswahl in Abhängigkeit von der Studienrichtung.

Tabelle 15

Maturanden 1964/65 nach Studienrichtung und Bestimmtheit der Berufswahl (Prozentzahlen)

Studienrichtung	Bestimmtheit der Berufswahl			Total	N
	Ein-deutig	Mehr-fach, k. A.	Ziel er-sichtlich		
theol.	50	12	38	100	16
ius.	50	35	15	100	62
rer. pol.	51	36	13	100	53
med.	73	17	10	100	150
phil. I	38	52	10	100	132
phil. II	57	30	13	100	141
ing.	81	12	7	100	136
andere Studien	52	35	13	100	69
k. A.	33	54	13	100	55
Zusammen	58	30	12	100	814

4. Die Berufswahl

Die Angaben der Maturanden über den in Aussicht genommenen Beruf ermöglichen die in *Anhang C* vollständig wiedergegebene Zusammenstellung (*Tabelle A 2*). Wie die einzelnen Gewichte liegen, geht aus *Tabelle 16* hervor.

Ein gangbarer Weg zur Analyse der Berufswahl unter den eingangs erwähnten Gesichtspunkten besteht darin, die soziale Charakterisierung von Maturanden zu versuchen, die den gleichen Beruf angeben. Um einige Gewähr zu haben, mehr als nur zufällige Zusammenhänge zu erfassen, ist dies – bei der gegebenen Zahl von Maturanden und der Vielzahl von Berufswünschen – nur für einige wenige Berufe mit relativ zahlreichen Interessenten möglich. Um nach Möglichkeit die Unsicherheitsmarge weiter zu verringern, beschränken wir uns auf jene Maturanden, welche sich relativ bestimmt geäußert haben; Mehrfachnennungen von Berufen oder bloss Angaben des Studiums (auch

Tabelle 16

Maturanden 1963–1965 nach gewählter Berufsgruppe und Geschlecht (Prozentzahlen)

Berufsgruppe	m	w	Total
Architekten und Ingenieurberufe	24	2	19
Andere mathematisch-naturwissenschaftliche Berufe	4	4	4
Medizinische Berufe, Heilbehandlung	17	9	15
Rechts-, Sicherheits- und Ordnungspflege	4	1	3
Unterricht, Erziehung	9	16	11
Wirtschaft und Verwaltung	6	0	5
Seelsorge, Sozialarbeit	3	1	2
Andere geisteswissenschaftliche Berufe	3	11	5
Diverse Mehrfachnennungen, unbestimmt, k. A.	30	56	36
Zusammen	100	100	100
N	897	302	1199

wenn sie eindeutig auf einen Beruf hinzuweisen scheinen) werden nicht berücksichtigt. Für drei Berufe kann unter diesen Umständen mit dem vorliegenden Material eine Analyse versucht werden: Arzt, Gymnasiallehrer und «Ingenieur», eine Sammelbezeichnung für Bau-, Maschinen- und Elektroingenieur, zuzüglich jene, die «Ingenieur in der Industrie» als Beruf angegeben haben.

Arzt, Gymnasiallehrer und Ingenieur im Vergleich

Auf die umschriebene Art lassen sich unter den Befragten 118 mutmassliche Ärzte, 61 Gymnasiallehrer und 93 Ingenieure feststellen.

Der Anteil der Maturandinnen ist in allen Berufen und insgesamt unter dem Durchschnitt aller Befragten. Das hängt damit zusammen, dass wir Antworten wie «Arzt und (evtl.) Hausfrau» zu den Mehrfachnennungen gezählt und für diese Analyse somit ausgeschieden haben. Es verbleiben bloss 21 Maturan-

dinnen, die in der folgenden Analyse in der Regel nicht gesondert erfasst werden.

In bezug auf die sozio-ökonomische Herkunft findet sich bei den künftigen Ärzten der zu erwartende Einfluss der Selbstrekrutierung wieder. Das stärkste Kontingent stellen indessen Kinder von «gehobenen Angestellten»: Hier wird die Aufstiegskomponente des Berufes sichtbar. Bis in welche Schichten sie tatsächlich zu wirken vermochte, lässt sich nicht feststellen, da z. B. aus der Gruppe der Arbeiter, wie bekannt, nur wenige Maturanden stammen. Zwei davon wollen Arzt werden; dieser Beruf scheint somit auch für einen Jugendlichen aus den unteren Schichten nicht ausgeschlossen, vorausgesetzt, dass der gymnasiale Abschluss erreicht wird.

Tabelle 17

Künftige Ärzte, Gymnasiallehrer und Ingenieure nach sozio-ökonomischer Gruppe des Vaters (Prozentzahlen)

Sozio-ökonomische Gruppe des Vaters ¹ (Kurztitel)	Ärzte	Gymn.	Ing.	Alle Maturanden
1. «Direktoren»	11	6	18	13
2. «Chefbeamte»	9	2	14	10
3. «Akademiker»	30	15	8	21
4. «Gehobene Angestellte»	35	44	33	32
5. «Angestellte»	6	8	13	10
6. «Kleingewerbler»	4	11	8	6
7. «Bauern»	2	2	—	2
8. «Arbeiter»	2	10	5	5
k. A.	1	2	1	1
Zusammen	100	100	100	100
N	118	61	93	1199

Signifikanz der Abhängigkeiten:

Arzt – Gymnasiallehrer: 5 Prozent.

Arzt – Ingenieur: 1 Prozent.

Gymnasiallehrer – Ingenieur: 1 Prozent.

¹ Für die ausführlichen Bezeichnungen siehe Tabelle 1.

Häufiger finden sich Jugendliche aus dieser Schicht allerdings bei den Gymnasiallehrern und den Ingenieuren. Das ist in Anbetracht der wenig zahlreichen Fälle zwar nur mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen, aber dieser Weg über einen Lehrerberuf oder einen «angewandten» akademischen Beruf dürfte mit allgemeinen Vorstellungen über sozialen Aufstieg in der Schweiz übereinstimmen. Der Aufstiegscharakter des Gymnasiallehrerberufes bestätigt sich im übrigen im überdurchschnittlich hohen Anteil aus den mittleren Schichten, dem ein unterdurchschnittlicher aus den oberen Schichten gegenübersteht, obwohl dort nach wie vor ein Rekrutierungskern vorhanden zu sein scheint; die Beobachtungen decken sich im übrigen mit Daten von Gymnasiallehrern selber (LÜSCHER, 1965). Bei den Ingenieuren fällt in bezug auf die soziale Herkunft die stärkere Rekrutierung aus der Direktorenschicht auf, was mit – betrieblicher – Selbstrekrutierung zusammenhängen dürfte, die sich ja auch bei den Daten über die Studienrichtung vermuten liess, ferner die Untervertretung der Schicht 3.

In Anbetracht der bereits kommentierten Zusammenhänge zwischen Studienrichtung und Maturanote kommt nicht unerwartet, dass die künftigen Ärzte wesentlich häufiger sehr gute und gute Maturitäten abgelegt haben als die Ingenieure. Über dem Durchschnitt liegen aber auch die Anteile der sehr guten und guten Abschlüsse bei den Gymnasiallehrern.

Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass diejenigen Maturanden, welche sich bestimmt über die Berufswahl äussern, auch bessere Schulleistungen zu zeigen scheinen resp. gute Schulleistungen unter Umständen einen Einfluss auf die Bestimmtheit der Berufswahl haben. Das ändert allerdings am Vergleich zwischen diesen drei Gruppen «bestimmter» Wähler nichts.

Die Auszählung nach Typen ergibt, dass von den fest entschlossenen Ärzten etwa ein Siebentel Latein nachzulernen haben wird; etwas mehr als ein Sechstel der Ingenieure kommt nicht aus der richtigen Abteilung. Im übrigen rekrutieren sich, ebenfalls wie bereits festgestellt, die Ärzte überwiegend aus den B-Abteilungen, die Ingenieure aus den Realschulen. Die Gymnasiallehrer schliesslich kommen in proportionaler Stärke aus allen Typen (Ausnahme: Handels-Gymnasiasten sind untervertreten).

Ebenfalls keine Überraschung ist, dass der Grossteil der künftigen Ärzte und der Gymnasiallehrer in Bern zu studieren wünscht, abgesehen davon, dass einige Jurassier an französischsprachige Universitäten zu ziehen gedenken. Andere deutschschweizerische Universitäten werden nur sporadisch erwogen.

Die lokale Verflechtung der deutschschweizerischen Universitäten und Bern im besonderen bestätigt sich auch an diesen jüngsten Maturandenjahrgängen; in einem gewissen Sinne wird sie sogar besonders deutlich; denn Hochschulstatistiken können in der Regel nicht angeben, welchen Prozentsatz der Absolventen lokaler Gymnasien sie erfassen.

Zwei Fragen verschaffen abschliessend noch einigen Einblick in weitere Berufsvorstellungen der Maturanden. Als erstes zeigt sich, dass in allen drei Gruppen die Vorstellungen über die mutmassliche Studiendauer relativ vage sind. Am meisten streuen sie bei den Ingenieuren, am wenigsten aber nicht, wie man erwarten möchte, bei den Ärzten, sondern bei den Gymnasiallehrern. Die gestellte Frage ist kein besonders gutes Indiz über berufliche Informiertheit. Obwohl ausdrücklich erwähnt wurde, Militärdienst sei in den Schätzungen miteinzubeziehen, so können doch in bezug auf Militärdienstpflicht (z. B. Beförderungsdienste) unterschiedliche Annahmen gemacht worden sein. Weitere, nicht feststellbare Faktoren (Auslandsemester) können die Angaben verzerren. Dies ganz abgesehen davon, dass der Universitätsbetrieb keine fixe Ausbildungsdauer kennt. Dort, wo eine solche zu bestehen scheint, bei den Ingenieuren, streuen die Angaben aber ebenfalls, so dass in verschiedenen Fällen der Verdacht einer gewissen Uninformiertheit auch bei bestimmter Wahl nicht ganz von der Hand zu weisen ist.

Unsicherheit einerseits, evtl. aber auch bestimmte und unter Umständen eigenwillige Vorstellungen andererseits, beeinflussten die Antworten auf die Frage, wo man sich die künftige Berufsausübung vorstelle. Für die Gymnasiallehrer bestand keine Auswahl. Unter den Ärzten wiesen rund drei Viertel auf eine eigene Praxis hin, der Rest äusserte sich mehrfach oder noch unbestimmt. Das Leitbild des Praxisarztes überwiegt; andere Möglichkeiten, wie öffentliche Gesundheitspflege, Dienst in Entwicklungsländern usw., werden nur vereinzelt erwogen. In etwas verringertem Ausmass dominiert Industrie als Arbeitsplatz für die Ingenieure; selbständige Tätigkeit wird von einem Sechstel ernsthaft ins Auge gefasst.

Die Möglichkeiten der Charakterisierung dieser drei Gruppen sind damit nicht erschöpft; so könnte näher auf die Motivierung und die Begründung der Wahl eingegangen werden. Dies liegt aber nicht im Zentrum der in dieser Arbeit verfolgten Absichten und wird daher andern Analysen des Materials überlassen. Weiteren Arbeiten bleibt auch vorbehalten, die hier exemplarisch für drei Berufe durchgeführte Analyse für andere Berufe vorzunehmen. Dazu

bedarf es vor allem einer Vergrößerung der Informationsbasis, die sich im Laufe der nächsten Jahre bei Weiterführung dieser Erhebungen ergeben dürfte. Vollen Wert gewinnen die Einsichten aber erst, wenn sie mit Fakten über die tatsächlich erfolgten Studien- und Berufslaufbahnen verbunden werden können.

Zusammenfassung und Diskussion

Unsere Untersuchung geht primär von der Frage aus, ob und wie einzelne Faktoren die Studien- und Berufswahl von Maturanden beeinflussen. Dabei handelt es sich in einem Geschehen, das als Prozess aufzufassen ist, gewissermassen um Momentaufnahmen in einer Situation – kurz vor der Maturität –, die sozial als Zeitpunkt der Entscheidungen determiniert ist. Letztlich handelt es sich um Berufswahl. Unmittelbar bevorstehendes Ereignis ist aber in den meisten Fällen der Eintritt in die Universität oder Hochschule, so dass die Studienwahl die vordringlichste Entscheidung ist. Sie muss nicht unbedingt vollständig von der Berufswahl bestimmt sein; die Studienwahl präjudiziert die Berufswahl nicht in allen Fällen in gleichem Masse.

Bei diesem Sachverhalt ist es einfacher, relativ bestimmte Antworten über die Studienwahl zu erhalten als über die Berufswahl. Dabei zeigen sich zunächst ausgeprägte Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Maturandinnen bevorzugen überwiegend das Studium an der philosophisch-historischen Fakultät, von den übrigen Studienrichtungen steht für sie Medizin im Vordergrund. Diese Bevorzugung des im Hinblick auf die Berufswahl relativ unstrukturierten Studiums an der phil. I-Fakultät widerspiegelt die in unserer Gesellschaft bestehende Unsicherheit gegenüber den Fragen der Berufstätigkeit der Frau. Im Zusammenhang mit den steten Diskussionen um die Aufgabe der Universität lässt sich übrigens eine beachtenswerte Feststellung mit diesem Tatbestand verknüpfen. Wenn angenommen wird, dass die philosophisch-historische Fakultät in der gegenwärtigen Universität am konsequentesten die traditionelle Idee der «humanistischen Bildung» vertritt und lehrt, dann ergibt sich aus dem überproportionalen Anteil der Frauen, dass offenbar vor allem die Frauen in eben dieser Bildungsidee erzogen und zu ihrer Trägerin werden.

Die Studienwahl der Burschen ist demgegenüber stärker von Erwägungen über die Berufswahl beeinflusst. Das zeigt sich u. a. aus der Art und Weise, wie die sozio-ökonomische Herkunft ihre Studienwahl bestimmt. Einerseits lässt sich darin deutlich der Einfluss von Selbstrekrutierung feststellen, und zwar bei den Medizinalberufen, insbesondere dem Arzt, einerseits, bei Direktoren grösserer privatwirtschaftlicher Unternehmungen andererseits, bei diesen mit Söhnen, die Wirtschaftswissenschaften und Recht oder Ingenieurwissenschaften zu studieren gedenken. Daneben lassen unsere Daten vermuten, dass noch einige allgemein bekannte Aufstiegsabhängigkeiten bestehen: In Medizin steigt man aus den dem Arzt nahen Schichten der gehobenen Angestellten und Beamten auf, aber seltener aus den entfernteren Schichten der unteren Angestellten und Arbeiter. Söhne aus diesen Kreisen wiederum wenden sich dem Studium an den beiden philosophischen Fakultäten zu (Arbeiter insbesondere der philosophisch-naturwissenschaftlichen), von denen aus Lehrerberufe besonders naheliegend sind. Diese Abhängigkeiten sind indessen relativ schwach. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie in Zukunft infolge des steten Ausbaus der finanziellen Studienförderung zunehmend verschwinden. Für diese Überlegungen spricht die Feststellung, dass in bezug auf die Schulleistungen, ausgedrückt in Maturanoten, zwischen den Jugendlichen aus den verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten praktisch keine signifikanten Unterschiede bestehen, zumindest nicht zwischen gehobeneren und unteren Schichten. Der einzige signifikante Unterschied, der sich nachweisen liess, besteht zwischen den Maturanoten der Jugendlichen aus dem Milieu der freierwerbenden Akademiker, Hochschul- und Mittelschullehrer und Pfarrer und jenen aus dem Milieu von Direktoren mittlerer und grosser Unternehmungen der Privatwirtschaft. Auf einige Implikationen dieser Befunde für die Schule werden wir zurückkommen. In bezug auf die Studien- und Berufswahl sind sie uns ein Indiz, dass unter den männlichen Schülern des Gymnasiums in bezug auf Leistungsfähigkeit auf verschiedene Art, nicht zuletzt durch entsprechende Handhabung der Selektion, eine weitgehende Durchmischung und Angleichung der Angehörigen verschiedener sozio-ökonomischer Gruppen erfolgt. Grundsätzlich dürften darum demjenigen, der eine gymnasiale Ausbildung erfolgreich besteht, alle akademischen Berufe offenstehen, und die erwähnten Studienerleichterungen könnten hierin nachdoppeln.

Ein ähnlicher Ausgleich zwischen den Geschlechtern scheint noch nicht zu bestehen. Die Durchschnittsnote ist signifikant verschieden; der Charakter

als Knabenschule «diskriminiert» (im weitesten Sinne des Wortes) die Mädchen nach wie vor, zumindest in gemischten Schulen.

Aus Gründen, auf die ebenfalls noch kurz einzugehen sein wird, wird allgemein keine besonders ausgeprägte Streuung der Maturanoten erwartet. Um so überraschender scheinen die festgestellten signifikanten Zusammenhänge zwischen Schulerfolg und gewählter Studienrichtung.

Am ausgeprägtesten ist die Stellung der künftigen phil. II-Studenten (vereinfacht gesprochen als der besten) und der künftigen Ingenieure (als der schlechtesten). Ferner sind die künftigen Mediziner besser als die künftigen Ingenieure. Andere signifikante Unterschiede, nämlich zwischen phil. II und phil. I, zwischen phil. II und rer. pol./ius., hielten einer Kontrolle nach sozio-ökonomischer Herkunft resp. nach Geschlecht nicht stand; sie sind also weitgehend durch die in bezug auf diese Variablen bestehenden Abhängigkeiten bedingt. Selbstverständlich bestehen in bezug auf die Maturanote als Variable eine Reihe von weiteren Problemen, die der Abklärung bedürfen. Erst dann wird sich Genaueres über den Einfluss der Schulleistung bei der Studien- und Berufswahl aussagen lassen. Was immer das Ergebnis sein wird, für die einzelnen Fakultäten ergeben sich aus diesen Befunden interessante Aufschlüsse über die leistungsmässige Charakterisierung – gemessen an Massstäben des Gymnasiums – ihrer Studenten.

Über die konkrete Berufswahl ergibt das vorliegende Material noch relativ wenig. Rund ein Drittel der Maturanden und zwei Drittel der Maturandinnen gaben nicht eindeutige Antworten auf die Frage nach dem Berufsziel. Die Wähler mit eindeutigen Antworten verteilen sich auf ein weites Spektrum akademischer und einiger nichtakademischer Berufe, so dass sich für einen einzelnen Beruf nur kleine Belegungen ergeben. Für drei Berufe – Arzt, Gymnasiallehrer und Ingenieur – konnte exemplarisch der Einfluss einiger Variablen untersucht werden. Sie charakterisieren die Wähler dieser Berufe in Übereinstimmung mit dem, was oben bereits bei der Studienwahl gesagt wurde.

Der hohe Anteil der mehr oder weniger unbestimmten Antworten auf die Frage nach dem Berufsziel unterstreicht, dass es sich um die Untersuchung einer Phase auf dem Wege der Berufsfindung handelt. Da sie – wie erwähnt – sozial-zeitlich determiniert ist, somit zur sozialen Situation wird, ist die Frage sinnvoll, wer in dieser Situation die Jugendlichen über Studien- und Berufsfragen informiert, zunächst ganz unbekümmert um die Eigenheiten einzelner

Berufe. Die Erhebung zeigt, dass neben den Eltern eine lange Reihe von Informatoren und Ratgeber als solche erfasst werden. Von besonderer Bedeutung ist die festgestellte Versachlichungstendenz: In den Antworten auf die Frage nach besonders wichtigen Informatoren und Ratgebern gewinnen die «Sachkundigen» an Gewicht, das sind der akademische Berufsberater auf der einen, Angehörige der Berufe auf der andern Seite. Bei den Mädchen ist das aus einleuchtenden Gründen noch ausgeprägter der Fall als bei den Burschen. Die Antworten auf die Fragen nach Vermittlern wichtiger Kontakte und anderer Informationsquellen betonen nochmals die Bedeutung der akademischen Berufsberatung. Unsere schriftliche Erhebung war ein zu grobes Instrument, um denkbare Unterschiede zwischen den Jugendlichen verschiedener sozialer Herkunft und unterschiedlicher Leistungsfähigkeit in bezug auf diese Fragen zuverlässig in Griff zu bekommen. Auch in bezug auf die Bestimmtheit schienen sich die verschiedenen denkbaren Zusammenhänge mit diesen Variablen weitgehend aufzuheben, was nicht ausschliesst, dass sie in verfeinerten Erhebungen einzeln aufgezeigt werden können.

Die Studien- und Berufswahl der Maturanden ist des weiteren von einer organisatorischen Variablen beeinflusst, nämlich dem Maturatyp. Rechtliche und/oder faktische Erfordernisse schliessen gewisse Maturatypen von einzelnen Fakultäten mehr oder weniger aus. Wir können nicht feststellen, wieviele Maturanden in ihrer Entscheidung dadurch beeinflusst wurden. Aber es zeigt sich, dass aus jedem Schultyp eine nicht zu übersehende Zahl – in der Regel 15–25 Prozent – beabsichtigen, entgegen den bestehenden Hindernissen zu wechseln. Hier wird der bekannte Nachteil der Aufgliederung des Gymnasiums in vier Typen sichtbar, für die man sich teilweise recht jung zu entscheiden hat. Einzelne Schulen versuchen, diesen Nachteil mit Übertritts- und Ergänzungskursen zu mildern.

Die Frage des Einflusses der Typen leitet über zur allgemeinen Feststellung, dass die Berufswahlsituation von Maturanden in engem Zusammenhang mit der Struktur des Gymnasiums steht. Das heisst mit anderen Worten, dass sich in einer Abklärung dieser Situation einige spezifische Eigenheiten des Gymnasiums widerspiegeln. Die erwähnte frühe «Kanalisation» durch die Teilung in vier Typen ist ein bekanntes Problem. Unsere Untersuchung ergibt aber, dass in anderer Hinsicht eine wichtige Angleichung zu verzeichnen ist: Wir können – bis auf eine Abhängigkeit – keine signifikanten Unterschiede in der Leistung (Maturanoten) zwischen den Jugendlichen verschiedener sozio-

ökonomischer Schichten feststellen. Wir stellten Ähnliches bereits einmal in einer früheren Untersuchung fest (LÜSCHER, 1963/64). Damals hatte es sich indessen um Schüler eines Internates gehandelt, und der Schluss lag nahe, diese Angleichung auf den Einfluss des Internatsbetriebes zurückzuführen. Es scheint nun aber, dass es sich um eine allgemeinere Eigenheit des (schweizerischen) Gymnasiums handelt, die durch das eingangs erwähnte Konzept der «askriptiven Selektion» erhellt wird.

Das Gymnasium bereitet – ob dies primär oder sekundär sein Ziel sei, steht hier nicht zur Diskussion – auf die Universität vor. Die Maturität ist faktisch die Eintrittsberechtigung zur Hochschule. Sie wird gewissermassen – wie der Name sagt – zu einem Attribut der sozialen Persönlichkeit: Man ist reif, unter anderem eben für ein Studium, und zwar, weil man Mindestanforderungen genügt hat, dem Niveau des Gymnasiums. Dieses Niveau ist an sich, gemessen an vielerlei Bezugspunkten akademischen und kulturellen Lebens, hoch, weil es das Minimalniveau einer Eliteschule ist. Um es zu halten, wird sehr oft streng selektioniert, sei es in Form von Relegation in die untere Klasse oder durch erzwungenen, bisweilen (oft frühzeitig) empfohlenen Schulaustritt, ferner durch eine entsprechende Rekrutierung beim Eintritt in die Schule. Wir wissen, dass bei dieser zahlenmässig bedeutsamen Selektion grosse Unterschiede nach sozio-ökonomischer Herkunft bestehen (HESS, LATSCHA, SCHNEIDER, 1966; GIROD, 1961/1963). Die unteren Schichten haben wesentlich grössere Ausscheidungsquoten und geringere Eintrittsquoten. Wer aber durchsteht, der gleicht sich nach unseren Ergebnissen in der erwähnten Art an und erreicht mindestens das Minimalniveau. Im Unterschied zu einer solchen Zielsetzung kann die Motivation in einem Bildungssystem auf maximale Leistung gerichtet sein. Von Bedeutung wird dann, ob man sehr gute oder bloss gute Ergebnisse erzielt. Je nachdem man gewisse Standards erreicht oder nicht, wird man von gewissen Privilegien ausgeschlossen. Die Selektion erfolgt gewissermassen positiv, aufgrund des ganzen Spektrums möglicher Leistungsniveaus, unter besonderer Berücksichtigung der Besten. Sie bekommt so leicht ein kompetitives Element, wird zur Wettbewerbs-Selektion.

Im Lichte der Ergebnisse unserer Untersuchung weist das Konzept der askriptiven Selektion auf einige bedenkenswerte Zusammenhänge hin. Wir haben die Maturanote als Indiz der Leistungsmotivation aufgefasst. Es erstaunt nun weiter nicht, wenn wir keine grosse Streuung in dieser Motivation feststellen; es besteht dafür in der «Kultur» des Gymnasiums kein Anreiz, und

solange jede Maturität zur Immatrikulation berechtigt, sind auch von aussen her keine entsprechenden Werte gesetzt. Es überrascht des weiteren auch nicht, dass am ehesten eine beachtenswerte Leistungsmotivation, gepaart mit Erfolg, unter jenen Jugendlichen feststellbar ist, deren Eltern (zumindest deren Vater) über eigene Gymnasialbildung verfügen und den Werten akademischer Bildung nach wie vor, d. h. auch im Berufsleben, nahestehen dürften. Demgegenüber zeigen sich die Jugendlichen aus der begüterten Oberschicht am wenigsten motiviert. Immerhin erreichen sie den minimalen Standard. Aber es wäre näher zu prüfen, ob viele von ihnen diesem Standard nicht bloss genügen mögen, weil sie durch (kostspielige) Ausbildungshilfen (Privatstunden) gefördert werden. Ihnen gegenüber sind die Jugendlichen aus weniger begüterten Schichten benachteiligt. Sie werden – vermutlich vorzeitig – selektioniert. Wie aber würde die soziale Zusammensetzung der Gymnasiasten aussehen, wenn der Leistungsmotivation grössere Bedeutung zukäme und ihr entsprechend vermehrt Rechnung getragen werden könnte? Wer ist für das Gymnasium eine grössere Belastung, wenig leistungsmotivierte Jugendliche, die wissen, dass ihnen Mittel zur Erreichung des Minimalstandards im Prinzip zur Verfügung stehen, oder Jugendliche aus sozial benachteiligten Gruppen, von denen aufgrund der vorliegenden Daten angenommen werden kann, dass sie sich in ihrer Leistungsmotivation nicht in dem Ausmass von den Besten unterscheiden wie die Jugendlichen aus der «Direktoren»-Schicht? Es ist hier nicht der Ort, eingehend auf das Problem der Demokratisierung der Gymnasialbildung einzutreten. Diese Fragen sollen lediglich darauf hinweisen, dass es sich nicht nur um die Frage der Zulassung und Betreuung von Jugendlichen aus unteren Schichten handelt. Das ist auch die Meinung der Gymnasiallehrer (LÜSCHER, 1965, S. 84 ff.).

Das implizite im Vergleich mit anderen Bildungswesen, insbesondere jenem der USA, gewonnene Konzept der askriptiven Selektion lässt die Frage bedenkenswert erscheinen, wie weit echte Demokratisierung nicht die Schaffung von Formen offenen Leistungswettbewerbes verlangt, also eine Verlagerung in Richtung kompetitiver Selektion.

Eine solche Überprüfung könnte auch dazu angetan sein, die Diskussion um die Hochschulreform zu befruchten, in der über weite Strecken eine bloss quantitative Betrachtung überwiegt. Es geht schliesslich nicht um die Zahl der Studenten, sondern der – qualifizierten – Absolventen, und von daher zeigt sich wiederum ein direkter Bezug zu unserem primären Problembereich

der Berufsstruktur und ihrer Bestimmungsgründe. Um darüber Näheres auszuführen, müssten nun aber Daten über die Studien- und Berufslaufbahn von Maturanden zur Verfügung stehen. Auf diese Art könnte festgestellt werden, ob der negativen Selektion am Gymnasium eine weitere an der Universität folgt. Konkreter: So überraschend ergiebig sich die Analyse der Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden gezeigt hat, so handelt es sich doch bloss um eine Momentaufnahme. Längsschnittuntersuchungen, die früher einsetzen und bis ins Studium und die Berufstätigkeit hineinführen, sind darum dringend erwünscht.

Anhang A

Zur Durchführung der Untersuchung

Die Erhebung

Ausgangspunkt war die an den Gymnasien traditionellerweise durchgeführte Befragung über die Studienabsichten der Schüler anlässlich der Maturität. Die Erhebung bezweckte eine koordinierte, auch an wissenschaftlichen Fragestellungen orientierte Erfassung der mit diesem Abschluss der Mittelschulzeit zusammenhängenden Fragen. Gleichzeitig bekundete die akademische Berufsberatung der Stadt Bern Interesse, insbesondere auch im Hinblick auf die Ausstrahlung ihrer Tätigkeit.

Es musste sich zunächst um einen Versuch handeln. Die hier referierten Ergebnisse der ersten drei Erhebungen 1963, 1964 und 1965 sind somit als Bericht über die Versuchsperiode aufzufassen. Aus dieser Sicht erklärt sich, dass der Fragebogen in jedem Jahr verbessert wurde. Terminschwierigkeiten im ersten Jahr sowie ein Auslandsaufenthalt des Verfassers im letzten Jahr hatten zur Folge, dass nicht an allen Schulen und in jedem Jahr allen Schülern ein Fragebogen vorgelegt wurde. Auch das Erhebungsverfahren war nicht überall einheitlich: z. T. wurde der Fragebogen während der Schulzeit ausgefüllt, z. T. zu Hause. In jedem Falle erfolgte die Verteilung durch die Schule, die die Fragebogen auch wieder einzog und ans Institut weiterleitete. Das Ausfüllen war überall freiwillig.

Die Gegenüberstellung der gesamten Schülerzahlen mit den erfassten Schülerzahlen ist in *Tabelle A1* vorgenommen:

Tabelle A1

Maturanden 1963-1965 und erfasste Maturanden 1963-1965 nach Schule und Maturtyp

Schule	Typ	Total	Erfasst	Erfasst %
Bern Stadt	A	87	77	89
	B	287	243	85
	C	233	224	96
	H	122	100	82
	Alle	729	646	89
Bern, Freies Gymnasium	A	11	11	100
	B	70	56	80
	C	22	15	68
	Alle	103	82	80
Biel	A	26	18	69
	B	73	48	66
	C	42	13	31
	Alle	141	79	56
Bienne, Gymnase français.....	A	16	16	100
	B	48	47	98
	C	47	47	100
	Alle	111	110	99
Burgdorf	A	10	5	50
	B	81	47	58
	C	54	35	65
	Alle	145	87	60
Porrentruy	A	8	3	38
	B	40	32	80
	C	45	25	56
	H	31	13	42
	Alle	124	73	59

Schule	Typ	Total	Erfasst	Erfasst %
Thun.....	A	12	13	100
	B	79	78	100
	C	31	31	100
	Alle	122	122	100
Total.....	A	170	143	84
	B	678	553	82
	C	474	390	82
	H	153	113	74
	Alle	1475	1199	81
Davon Maturandinnen.....	Alle	385	302	78

Der Fragebogen

Der Fragebogen wurde während dieser Versuchsperiode – wie erwähnt – jedes Jahr geändert. Die wichtigsten Änderungen erfolgten im zweiten Jahr. Neu aufgenommen wurden: Das Schema der sozio-ökonomischen Berufsgruppe (1963 wurden die Antworten der Maturanden auf die Frage nach Beruf und Stellung im Beruf nach diesem Schema verschlüsselt), das Schema der Ausbildung von Eltern und Grosseltern. Ferner wurden zur Beantwortung der Frage nach wichtigen Informatoren und Beratern Kategorien vorgegeben. Diese Kategorien wurden 1965 gegenüber 1964 leicht ausgeweitet und zusätzlich Fragen über Berufswahlhilfen aufgenommen, ferner die Frage nach der Berufstätigkeit der Mutter.

Der zur Verfügung stehende Platz gestattet die Wiedergabe des Fragebogens nicht. Interessenten können ein Exemplar beim Verfasser, Institut für Soziologie, Brückfeldstrasse 14, 3012 Bern, beziehen.

Auswertung

Der Fragebogen wurde nach den üblichen Verfahren aufgearbeitet und auf Lochkarten übertragen, die zum grössten Teil auf der Sortieranlage, zu einem kleineren Teil auf der Tabelliermaschine ausgezählt wurden. Die Maturanote wurde erst am Schluss miteinbezogen, als bereits viele Tabellen vorlagen. Da nur rund 1 ½ Prozent aller Maturanden die Prüfung nicht bestanden haben, verzichteten wir darauf, diese Tabellen nachträglich darauf hin zu bereinigen. Der so praktisch mögliche Fehler kann auf die Interpretation von Merkmalskombinationen keinen spür-

baren Einfluss haben. Für die Berechnung der Abhängigkeiten stand ein Chi-Quadrat-Programm auf der elektronischen Datenverarbeitungsanlage zur Verfügung.

Anhang B

Die Erfassung und Interpretation der Maturanote

Die Maturanote ist das Total der mit 1–6 (praktisch 3–6, ohne halbe Noten) bewerteten Leistungen in folgenden Fächern:

Allgemeine Fächer: Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Zeichnen;

Dazu Typus A: Latein, Griechisch;

Dazu Typus B: Latein, Italienisch oder Englisch;

Dazu Typus C: Italienisch oder Englisch, Darstellende Geometrie.

Die Handelsmatur umfasst 12 Noten und ist darum nicht direkt vergleichbar. Sie wurde deshalb nicht verwertet.

Es ist üblich, Zeugnisnoten in Durchschnitten auszudrücken. (Sehr oft erteilen Lehrer die Noten auf Grund des Durchschnittes von Prüfungsergebnissen.) Dieses Vorgehen ist indessen eigentlich nicht korrekt. Durchschnitte können sinnvoll nur aufgrund eindeutiger Messungen berechnet werden. Nur dann sind alle Intervalle gleichwertig. Bei den Noten ist es aber sehr oft so, dass der Unterschied zwischen 5 und 6 gewichtiger ist als jener zwischen 4 und 5. Dazu kommt, dass der Notengebung ganz allgemein ein stark subjektives Moment anhaftet.

Unterschiede zwischen Noten müssen darum geprüft werden als Unterschiede in der Verteilung auf – bestenfalls einigermaßen zuverlässigen – ordinalen Skalen. Da eine solche Überprüfung in Anbetracht der Grösse der Notenskala schwierig ist, griffen wir auf die bei der Maturität übliche Unterscheidung in sehr gute, gute und genügende Prüfungsergebnisse zurück und prüften die Verteilung auf diese drei Kategorien.

Diesen drei Gruppen liegen letztlich auch Punktzahlen zugrunde, aber es handelt sich um drei grosse Gruppen, wobei zudem nicht ausgeschlossen ist, dass bei der endgültigen Notengebung berücksichtigt wird, ob ein Schüler in die eine oder andere Gruppe «gehört».

Als Indiz der Richtung des Unterschiedes verwendeten wir die Durchschnittsnote, wie vorne, bei *Tabelle 5*, dargestellt. Mit diesem Zusammenschluss hoffen wir, den Einfluss subjektiver oder unzuverlässiger Faktoren möglichst gemindert zu haben. Auf eine weitere Analyse der Maturanote als Variable wurde verzichtet.

Anhang C

Tabelle A2

Maturanden 1963-1965 nach angegebenem Berufsziel (nur eindeutige Nennungen) und Geschlecht

Berufsziel	Geschlecht		Total
	m	w	
<i>Architekten- und Ingenieurberufe</i>	202	2	204
davon:			
Agronom, Kultur-, Forstingenieur	10	—	10
Architekt	40	2	42
Bauingenieur	35	—	35
Chemiker	30	—	30
Elektroingenieur	30	—	30
Geologe, Geoplaner, Mineraloge	5	—	5
Maschineningenieur	23	—	23
Physiker	24	—	24
Ingenieur in Industrie	5	—	5
<i>Andere mathematisch-naturwissenschaftliche Berufe</i>	29	8	37
davon:			
Astronom	7	—	7
Biologe, Bakteriologe	7	5	12
Geometer, Kartograph	2	—	2
Mathematiker	4	1	5
Forschung ohne nähere Angaben	9	2	11
<i>Medizinische Berufe, Heilbehandlung</i>	141	20	161
davon:			
Arzt	106	12	118
Zahnarzt	19	2	21
Tierarzt	11	3	14
Apotheker	5	2	7
Psychotherapeut	—	1	1

Berufsziel	Geschlecht		Total
	m	w	
<i>Rechts-, Sicherheits- und Ordnungspflege</i>	26	1	27
davon:			
Richter, Staatsanwalt	1	1	2
Rechtsanwalt	18	—	18
Notar	6	—	6
Instruktionsoffizier	1	—	1
<i>Unterricht, Erziehung</i>	76	27	103
davon:			
Sekundarlehrer	23	17	40
Gymnasiallehrer	52	9	61
Turn- und Sportlehrer	1	—	1
Erziehungsberater	—	1	1
<i>Wirtschaft und Verwaltung</i>	50	1	51
davon:			
Verbandssekretär, Wirtschaftswissenschaftler in Privatwirtschaft und Verwaltung, Bücherexperte	35	—	35
Jurist in Privatwirtschaft	8	—	8
Landes-, Regional-, Städteplaner	2	—	2
Verwaltungsjurist	2	—	2
Diplomat	1	1	2
Soziologe	2	—	2
<i>Seelsorge, Sozialarbeit</i>	17	3	20
davon:			
Pfarrer	16	1	17
Fürsorger(in)	—	2	2
Missionar	1	—	1
<i>Andere geisteswissenschaftliche Berufe</i>	23	25	48
davon:			
Archivar, Bibliothekar	1	2	3
Dolmetscher, Übersetzer	2	4	6
Journalist, Redaktor, Verleger	8	3	11

Berufsziel	Geschlecht		Total
	m	w	
Literatur-, Kunstwissenschaft	—	1	1
Museumsbeamter	—	1	1
Psychologe	4	7	11
Theater, Radio, Fernsehen, Musik, Film, Schriftsteller	8	7	15
<i>Diverse</i>	161	135	296
davon:			
Kein akademischer Beruf; inkl. nur Hausfrau	9	23	32
Mehrfachnennungen; inkl. Hausfrau und/oder Beruf; Hausfrau und/evtl. Beruf	152	112	264
<i>Keine Antwort</i>	172	80	252
davon:			
K. A., Berufsziel aber aus Studienrichtung vermutbar	152	67	219
K. A., noch unbestimmt	20	13	33
Total	897	302	1199

Anhang D

Verzeichnis der zitierten Literatur

A. Allgemeine Literatur

- BECKER, HOWARD S., BLANCHE GEER, EVERETT C. HUGHES and ANSELM L. STRAUSS, *Boys in white*, Student culture in medical schools. Chicago and London: The University of Chicago Press, 1961.
- BEHRENDT, RICHARD F. (Hrg.), *Die schweizerischen Studierenden an der Universität Bern*. Bern/Stuttgart: Verlag Paul Haupt, 1960. Berner Beiträge zur Soziologie 4.
- BRIM, ORVILLE G. JR., *Sociology in the field of education*. New York: Russel Sage Foundation, 1958.
- COLEMAN, JAMES S., *The adolescent society*. Glencoe, Ill.: The Free Press, 1961.
- DAVIS, JAMES A., *Great aspirations*. Chicago: Aldine Publishing Company, 1964.
- Eidgenössisches Statistisches Amt, *Die Studierenden an schweizerischen Hochschulen, Erhebung 1959/60*. Beiträge zur schweizerischen Statistik, Heft 31, Bern 1961.

- GINZBERG, ELI et al., *Occupational choice*. New York: Columbia University Press, 1951.
- GIROD, ROGER et JEAN-FRÉDÉRIC ROULLER, *Milieu social et orientation de la carrière des adolescents*. Parties I-III. Genève: Centre de recherches de la faculté des sciences économiques et sociales de l'Université de Genève, 1961-1963.
- HESS, FRANZ; LATSCHA, FRITZ; SCHNEIDER, WILLI, *Die Ungleichheit der Bildungschancen*. Olten und Freiburg i. Br.: Walter-Verlag, 1966.
- LAZARSFELD, PAUL, *Jugend und Beruf*. Jena: Verlag von Gustav Fischer, 1931.
- LAZARSFELD, PAUL F. and MORRIS ROSENBERG (eds.), *The language of social research*. Glencoe, Ill.: The Free Press, 1955.
- MILES, MATTHEW B. (ed.), *Innovation in education*. New York: Bureau of Publications, Teachers College, Columbia University, 1964.
- MULLER, PHILIPP, *Berufswahl in der rationalisierten Arbeitswelt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1961.
- PULVER, ELISABETH, *Heirat und Beruf, zur Zukunftsplanung von Maturandinnen*. In Lüscher, 1963, sowie in *Berufsberatung und Berufsbildung*, 49 (1965), Nr. 9/10.
- SKARDAL, OLAV, *Towards a theory of occupational orientation*. Agricultural College of Norway: Department of Agricultural Economics and Farm Management, Report No. 12, Division for Rural Sociology Publication No. 7, 1959.
- SUPER, DONALD E. a. o., *Career development: Self-concept theory*. New York: College Entrance Examination Board, 1963.
- SUPER, DONALD E., *The psychology of careers*. New York and Evanston: Harper & Row, Publishers, 1957.
- TIEDEMAN, DAVID V. a. o., *Career development: Choice and adjustment*. New York: College Entrance Examination Board, 1963.
- WILLIAMS, ROBIN M., *American society*. New York: Alfred A. Knopf, 1960, Second Ed.
- B. Arbeiten des Verfassers zum Themenkreis
- LÜSCHER, KURT, *Die Studien- und Berufswahl bernischer Maturanden 1963*. Erziehungsdirektion des Kantons Bern, 1963 (verv.). Gekürzt wiedergegeben in *Berufsberatung und Berufsbildung*, 49 (1965), Nr. 9/10.
- *Die Studienwahl von Maturanden*. Schweizer Schule, 1963/64, Heft 20.
- *Der Beruf des Gymnasiallehrers*. Bern: Verlag Paul Haupt, 1965.
- *Apprenticeship and elite secondary education: The case of Switzerland*. 1966 (verv.), (= 1966a).
- *Maturanoten 1920-1925 und 1958-1962: Bemerkungen zu einem zeitlichen Vergleich von Schulleistungen*. *Berufsberatung und Berufsbildung*, 66 (1966), Nr. 11/12 (= 1966b).

Zusammenfassung – Résumé – Abstract

Die Studien- und Berufswahlsituation von Maturanden. Untersuchungen bei Maturanden der bernischen Gymnasien 1963–1965.

1199 Maturanden der sechs bernischen Gymnasien, das sind 81 Prozent aller Absolventen der Untersuchungsjahre 1963–1965, stellten in einer schriftlichen Befragung Informationen über ihre Studien- und Berufswahl zur Verfügung. In der Analyse wurde zwischen bestimmten Angaben (eindeutige Nennungen) und weniger bestimmten Angaben (Mehrfachnennungen, unbestimmt) unterschieden, ferner wurde die Richtung und der gewählte Beruf festgestellt. Es liess sich zeigen, dass das Geschlecht in bezug auf alle Merkmale ein wichtiger Bestimmungsgrund ist. Die sozio-ökonomische Herkunft hat keinen nachweisbaren Einfluss auf die Bestimmtheit, aber in bezug auf die Studienrichtung und den gewählten Beruf liessen sich einige Abhängigkeiten nachweisen. Am wichtigsten sind die Tendenzen zur Selbstrekrutierung bei den medizinischen Berufen sowie bei Direktoren grösserer und mittlerer Betriebe. Im weiteren lassen sich z. B. Präferenzen der Jugendlichen unterer und mittlerer Schichten für Lehrerberufe feststellen. Aber es ist nicht so, dass die unteren Schichten von gewissen Berufen ausgeschlossen wären. Im Gegenteil, es lässt sich postulieren, dass, wer das Gymnasium erfolgreich beendet, in der Studien- und Berufswahl relativ frei ist. Dazu tragen auch die Informatoren und Ratgeber bei, unter denen zwar der Vater nach wie vor an erster Stelle steht, gefolgt indessen von Fachleuten wie die akademischen Berufsberater einerseits und nicht-verwandte Angehörige der Berufe andererseits. Die Tatsache relativ ausgeprägter Angleichung der Schüler wird bestätigt durch den Befund, dass in bezug auf die Schulleistung, gemessen in Maturanoten, keine signifikanten Unterschiede zwischen den Jugendlichen aus verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten bestehen, mit Ausnahme zwischen jenen aus der Schicht der Angehörigen freier Berufe und höherer Lehrberufe, die signifikant besser sind als die Kinder von Direktoren mittlerer und grösserer Betriebe. Insofern die Schulnoten Ausdruck von Leistungsmotivation sind, zeigt dieser Befund, dass die Jugendlichen aus der obersten Schicht offenbar besondere Probleme an das Gymnasium stellen können. – Signifikant ist auch der Unterschied zwischen Burschen und Mädchen; die Burschen sind in den oberen Notenkategorien stärker vertreten. Darin spiegelt sich der Charakter des Gymnasiums als Knabenschule.

Schliesslich liess sich feststellen, dass die künftigen phil. II-Studenten sich von der Gesamtheit nach oben abheben, während die künftigen Ingenieure signifikant schlechtere Schulleistungen aufweisen als die Gesamtheit der Studenten, ferner sind die künftigen Mediziner besser als die künftigen Ingenieure. Andere Eigenheiten dieser Art hielten der Kontrolle nach sozio-ökonomischer Herkunft und nach Geschlecht nicht stand. Die Zusammenhänge zwischen Berufs- und Studienwahl und den genannten Merkmalen werden aufgefasst als ein Beitrag zur Erfassung von Berufswahlmechanismen. Der Ablauf des Berufswahlprozesses und

verschiedene Eigenschaften der Maturanden (Geschlecht, sozio-ökonomische Herkunft, Schulleistung) können auch gesehen werden als Evidenz für gewisse Eigenheiten des Mittelschulwesens. Der Tatsache, dass die Selektion askriptiven Charakter hat und kompetitive Elemente weitgehend fehlen, wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und abschliessend werden einige Implikationen dieser Eigenheit im Zusammenhang mit der Ausweitung und «Demokratisierung» der höheren Bildung angetönt.

La situation relative au choix d'une profession chez les bacheliers: Une enquête auprès des étudiants des gymnases du canton de Berne 1963–1965.

1199 jeunes gens des six gymnases bernois – c'est-à-dire 81 % de ceux qui ont passé les examens de maturité pendant la période couverte par notre enquête (1963–1965) – ont répondu à notre questionnaire portant sur le choix des études et de la profession ultérieure. Dans une première phase de l'analyse nous avons distingué entre les réponses précises (choix bien déterminé) et les réponses indécisées (mention de plusieurs professions, incertitude). Il est apparu que le sexe exerce une forte influence sur les déterminations. La précision plus ou moins grande dans les réponses n'est cependant pas influencé par le milieu économique et social. En revanche, il semble que l'on puisse déceler une certaine relation entre le milieu et le choix des études et de la profession. On constate d'abord qu'un certain nombre de jeunes se dirigent vers la profession du père, surtout chez les médecins et les directeurs d'entreprise (ingénieurs et juristes). Quant aux jeunes gens qui appartiennent aux classes moyennes et aux milieux de condition modeste, ils manifestent une certaine préférence pour l'enseignement. Mais notons à ce propos qu'il est inexact de prétendre que les ressortissants des milieux de condition modeste n'ont pas accès à certaines professions. On constate que pratiquement toutes sont ouvertes à ceux qui ont achevé le gymnase avec succès. Les conseils dont ils bénéficient contribuent nettement à cet état de choses. C'est toujours le père qui est mentionné en premier lieu parmi les personnes dont les informations et le conseil sont importants. Mais les rangs suivants sont occupés par des « experts » comme les spécialistes de l'orientation professionnelle ainsi que les représentants des professions en question.

On peut donc parler d'un processus d'homogénéisation qui se manifeste chez les jeunes qui franchissent le cap du gymnase. Un point en faveur de cette thèse est le fait que l'on n'enregistre pas de différences significatives entre les résultats scolaires des jeunes gens de divers milieux, à l'exception cependant de ceux dont le père exerce une profession libérale ou appartient à l'enseignement secondaire ou supérieur, ceux-ci ont en effet de meilleures notes que les filles et les fils de directeurs d'entreprises. Si l'on prend les notes de maturité comme indice de la motivation d'effort, on obtient des indications intéressantes. – On constate aussi que les garçons sont plus nombreux dans les classes de notes supérieures, ce qui dénote

une différence significative entre les sexes; ainsi le fait que le gymnase est mieux adapté aux jeunes gens est confirmé. Finalement, quelques différences semblent exister parmi les recrues des différentes branches d'études: les futurs étudiants en sciences ainsi que les futurs médecins sont meilleurs que les futurs ingénieurs. D'autres différences disparaissent quand on tient compte du sexe ou de l'origine sociale.

Les résultats de l'enquête sont considérés d'abord au sein de la sociologie des professions. Mais ils décrivent aussi l'organisation dans laquelle ces processus se déroulent. C'est ainsi que l'on peut s'en servir à l'appui d'une hypothèse générale sur la manière selon laquelle le gymnase sélectionne: cette sélection est plutôt d'un caractère « ascriptif » et elle manque d'un encouragement systématique pour l'effort exceptionnel. En d'autres termes: Ou bien on passe les examens ou bien on est éliminé, mais on applique rarement des éléments de compétition pour introduire une distinction efficace entre les bons et les meilleurs. Cette sélection favorise les jeunes des milieux aisés et défavorise ceux des milieux ouvriers, ce qui est à considérer dans les discussions portant sur la « démocratisation » des études en Suisse.

The time of occupational choice for gymnasium-students: An inquiry among seniors of the gymnasium of the Canton of Bern, Switzerland, 1963-1965.

Students of the six gymnasiums of the Canton of Bern, Switzerland, both in urban and rural regions, filled out a questionnaire in the period just before the maturity or final examination, focussing on their choice of the field of study and on their career plans. 1199 answers (81 per cent of the total) were usable. The distribution by sex and socio-economic background was as follows: 25 per cent females, 44 per cent upper class, 49 per cent middle class and 7 per cent from families of workers and farmers. The females came mainly from upper and middle class families. The socio-economic background was classified by an eight-group scale.

In the analysis, a first distinction was made between unequivocal answers in regarding occupational choice and lower degrees of decisiveness. Here a significant difference between the two sexes was found. No such difference was found between socio-economic groups. The social milieu, however, accounted for differences in the distribution in the kind of profession and in kind of studies: The well-known impact of self-recruitment in the medical professions was evident and a similar tendency among sons of company directors became apparent. On the other hand, preferences for the teaching-professions among children of the middle and lower classes could be identified. But none of the patterns found were exclusive.

On the contrary, an overall tendency of relative homogenization seems to characterize the student body. Whoever finishes the gymnasium successfully is relatively free in his occupational choice. Informants and advisers have their part in this process and an important finding is that, after the father who still ranks first,

the role of experts is very much accentuated. These are the vocational guidance people on one side and members of the respective professions on the other. The fact of homogenization is underlined furthermore by the result of the comparison of scholastic achievement as expressed by grades in the final examination. In regard to the socio-economic background, only one significant difference was found, namely between children from fathers in liberal professions who perform better than those from the milieu of company-directors. Interpreted as an index of motivation, this low achievement (which is the lowest of all groups) shows that children from this milieu may be a source of problems for the gymnasium. Furthermore, a significant difference was found between the sexes: boys being more numerous in the category of highest grades. This result reveals the still persisting pattern of the school as an educational institution for males, as it originally was.

Finally, some significant differences were discovered with regard to the prospective field of study and scholastic achievement. The prospective students in sciences show the best performance, prospective engineers the lowest and prospective physicians are better than prospective engineers. Other peculiarities concerning prospective students in the humanities and in law and economics disappeared when controlled for socio-economic background or sex.

The findings of the study are primarily interpreted as a contribution to the field of sociology of occupation, especially to the knowledge of occupational-choice-processes. Since this is only the description of a situation at one point in time in the whole process, a follow-up is highly desirable and is planned.

Nevertheless, as an account of the situation at the end of secondary education, the findings can be used to illustrate features of the educational system. In the discussion, special emphasis was given to the mechanisms of selection. A distinction was proposed between what may be called an ascriptive pattern as opposed to a competitive selection. The former is characterized by the fact that any major exam differentiates only between those who pass and those who do not pass and drop out. Among the successful students no further discrimination is made which would have important consequences, e.g. being more likely to be accepted in a university if higher levels are reached. This results in a lack of competition among those who do well and consequently a very restricted motivation for achievement. (This seems to be a general property of Swiss education, as discussed by the author in LUESCHER, 1966a.) The question arises then whether this form of selection does not discriminate against children of the lower classes much more so than against others, who still have a very high drop-out rate in the first years of gymnasium. In other words, would the creation of competition provide the needed motivation to work and thus bring a new approach to the task of democratizing higher education?